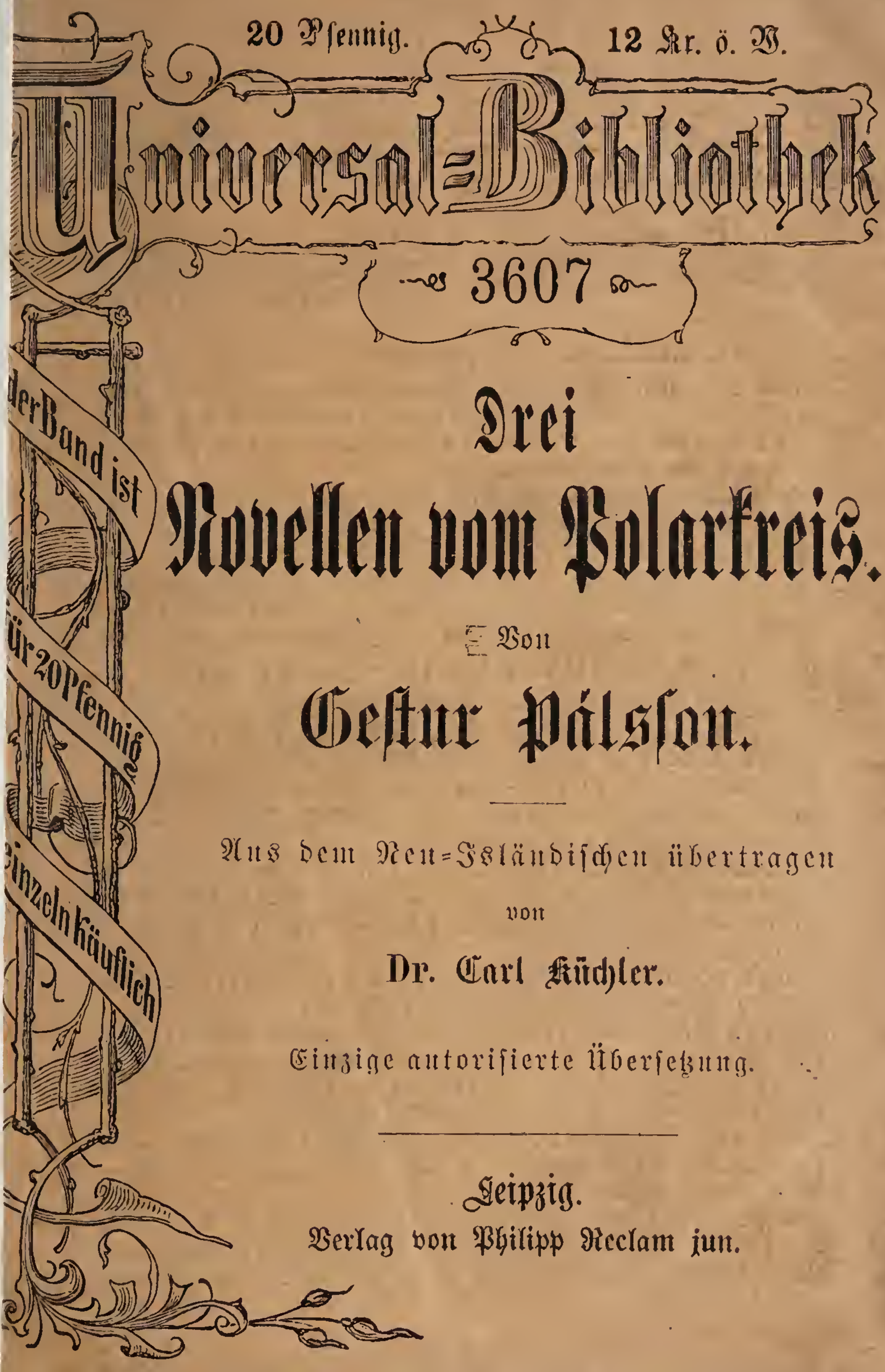


20 Pfennig. 12 Kr. ö. W.

Universal-Bibliothek

3607

Drei Novellen vom Polarkreis.

Von

Gestur Pálsson.

Aus dem Neu-Isländischen übertragen

von

Dr. Carl Küchler.

Einzige autorisierte Übersetzung.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Drei Novellen vom Polarkreis.

Von

Gestur Pálsson.

Aus dem Neu-Isländischen übertragen

von

Dr. Carl Küchler.

Einzige autorisierte Übersetzung.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Es sind die hervorragendsten Erzeugnisse der gesamten isländischen Novellistik, die ich durch die nachstehenden Übertragungen von Gestur Pálssons anmutigen „Drei Novellen vom Polarkreis" dem deutschen Publikum zugänglich mache. Die eigentümlichen, uns so fernliegenden Verhältnisse, unter denen die Erzählungen spielen, die Einfachheit und Schlichtheit, mit der die Begebenheiten vorgeführt werden, und die auf alles Haschen nach Effekten, auf alle künstlichen Reizmittel, den Leser zu spannen und fortzureißen, verzichtet, ihn aber trotzdem in einer ganz eigentümlichen Weise anzieht und gefesselt hält, die treffliche Charakterzeichnung der auftretenden Personen und die Liebe, mit der sich der Dichter dem einen seiner Helden zuwendet, der beißende Spott, den er über den andern ergehen läßt, müssen jedem, der nur einigen Sinn für Poesie besitzt, nicht nur interessant, sondern auch schön erscheinen.

Gestur Pálsson ist zwar nicht der einzige isländische Novellist, dessen Schöpfungen die genannten Vorzüge eigen seien, und das deutsche Publikum hat in Jos. Cal. Poestions trefflicher Übertragung der prächtigen Erzählung „Jüngling und Mädchen" (erschienen in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2226. 2227) von Jón Thóroddsen, einem der frühesten Novellisten Islands, bereits ein bedeutendes Erzeugnis neuisländischer Prosa-Dichtkunst kennen gelernt, das ähnliche Vorzüge in sich vereint, und das eben darum Anklang in den weitesten Kreisen gefunden und der isländischen Novellistik zum erstenmal

Freunde und Interessenten bei uns erweckt hat. Aber die bei seiner so bewunderswert einfachen und doch haarscharfen Charakterzeichnung in der gesamten isländischen Novellistik geradezu einzig dastehende Kunst drastischer Darstellung und dichterischer Gestaltung sichern Gestur Pálssons Dichtungen einen Wert, der sie weit über die Erzeugnisse sämtlicher übrigen Novellisten Islands hebt. Bereits seine früheste Novelle „Das Liebesheim" trug einen von der Darstellungsweise der vorhergehenden Prosadichter völlig verschiedenen Charakter und stempelte Gestur Pálsson zu einem Meister, dem sich mit Recht eine ganze Schule nachfolgender Novellisten anschließen konnte; und wenn ich nach dem durchschlagenden Erfolge, den die von mir selbst ins Deutsche übertragene Erzählung „Das Liebesheim" (erschienen in 2. Ausgabe bei Gustav Fock, Leipzig 1894) nicht nur bei uns, sondern auch im Auslande erzielt hat, annehmen zu dürfen glaube, daß Gestur Pálsson warme Freunde bei uns gefunden hat, so kann ich mit um so festerer Hoffnung den Wunsch aussprechen, daß die vorliegenden „Drei Novellen vom Polarkreis", die anerkanntermaßen noch über dem „Liebesheim" stehen, dem Dichter ebenso warme Verehrer bei uns erwecken mögen, wie sie diese unter seinen eigenen Landsleuten mit einem Schlage hervorgerufen haben.

Einige kurze Worte über den bis auf den heutigen Tag mit Recht als den besten Novellisten Islands gefeierten Dichter, sein Leben und sein Wirken, dürften deshalb hier vielleicht noch am Platze und manchem Leser willkommen sein.

Gestur Pálsson wurde am 25. September 1852 als Sohn eines isländischen Bauern aus dem Barðastranda-Bezirke im Westlande der Insel geboren. Nachdem er sich, herangewachsen, privatim genügend vorbereitet hatte, bezog er im Jahre 1868 die Gelehrtenschule in Reykjavík, die er 1875 mit dem Maturitätszeugnis verließ. Wie so viele andere seiner Landsleute, die es weiter als bis zum einfachen Bauer bringen wollen, brach Gestur hierauf nach Kopenhagen auf, um sich an der dortigen Universität dem Studium der Theologie zu widmen. Er weilte beinahe sieben Jahre in Dänemark, bestand das

philosophische Kandidatenexamen, unterzog sich aber keinem weiteren in der Theologie, die er vielmehr beiseite liegen ließ, um sich allmählich der ihm weit besser behagenden litterarischen Thätigkeit zuzuwenden. Im Herbste 1882 kehrte er nach Island zurück und übernahm die Redaktion der in Reykjavík erscheinenden Halbmonatsschrift „Suđri", die er drei bis vier Jahre lang verwaltete. Da wurde er ganz wider Erwarten von der isländischen Kolonie in Winnipeg in Kanada als Herausgeber der großen isländischen Wochenschrift „Heimskringla" berufen, und, diesem Antrage folgend, begab er sich 1890 nach Amerika, wo er als Redakteur des genannten Blattes für sein Volk, seine Heimat und seine Muttersprache in rührigster Weise thätig war, bis er im Jahre 1891 plötzlich am Typhus erkrankte, der ihn am 19. August desselben Jahres, in einem Alter von erst 38 Jahren, dahinraffte, — ein leider viel zu früher Tod, den das gesamte Island heute noch mit Recht betrauert.

Seine litterarische Thätigkeit begann Gestur Pálsson noch während seines Aufenthaltes in Kopenhagen mit der Dichtung der bereits oben hervorgehobenen Erzählung „Das Liebesheim", die er im Jahre 1882 in der einmal in Kopenhagen erschienenen isländischen Jahresschrift „Verđandi" veröffentlichte. Zwei weitere, kleinere, Novellen, „Der Wackel-Hans" (deutsch, von Ph. Schweitzer, im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslands" 1884, Nr. 44) und „Der Schecke", folgten im Jahre 1883 in der genannten Zeitschrift „Suđri", und eine vierte, „Sigurd der Bootsführer" (deutsch, von M. L.-Filhés, in „Aus fremden Zungen" 1891, Nr. 4), im Jahre 1887 in der in Reykjavík erscheinenden Jahresschrift „Iđunn". Seine letzten Prosadichtungen aber waren die nachstehenden „Drei Novellen vom Polarkreis", die im Jahre 1888 als ein selbständiges Buch unter dem Titel „Þrjár sögur" in Reykjavík erschienen, ein Werkchen, das zweifelsohne noch zu den besten Hoffnungen berechtigen durfte, die des Dichters früher Tod leider aber aufs grausamste vernichtete.

Des Näheren auf Gestur Pálssons einzelne Schöpfungen einzugehen, würde hier zu weit führen, und ich gestatte mir deshalb,

Freunde des Dichters und Interessenten für Jung-Islands Dichtkunst überhaupt auf meine „Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit" (Verlag von Hermann Haacke, Leipzig 1896) hinzuweisen, in der ich zum erstenmal versucht habe, die neuisländische Litteratur in ihrer Entwicklungsgeschichte ausführlich zu behandeln.

Leipzig, im Sommer 1896.

Carl Küchler.

Ein Frühlingstraum.

(Vordraumr).

1.

Es begann wie gewöhnlich erst spät im Frühjahr warm zu werden.

Erst kam ein Schneesturm zu Ostern, dann ein Unwetter am Königsbettage und endlich ein Schneegestöber am Himmelfahrtstage. Zu Pfingsten aber ward dieses Jahr aus einem Schneesturm nichts; denn gerade kurz vor Pfingsten begann das Wetter wärmer und still zu werden, und am Feste selbst war es wunderschön.

Rings um die Höfe und hin und wieder in den Grasgärten begannen sich grüne Flecken zu zeigen, und die Bauern in der Stadhargemeinde begannen davon zu sprechen, daß es noch nicht unmöglich sei, daß der Graswuchs ziemlich gut ausfiele, obgleich der Frühling erst spät gekommen wäre. Und da tranken sie ein Gläschen; denn die Schiffe waren gekommen, und sie waren fröhlich nach dem Gebote Salomos.

Aber das warme Wetter hielt nur einige Tage an.

Dann begann es allmählich wieder kalt zu werden, und eines Abends blickten viele hinauf nach den Bergen von dem Gemeindebezirke landeinwärts: dort zogen weiße Wolken hin und her, sacht, gleich als ob eine Frühlingsruhe über sie gekommen sei. Dann ballten sie sich hier und da zusammen, wie wenn sie spielten; aber dort, wo sie wegzogen, so daß man die Berge sehen konnte, war alles unter ihnen schneeweiß. Und dann leckten sie sich hier und da an den Abhängen hinab, und überall hinterließen sie weiße, schneeweiße Spuren. Unten im Lande aber standen die Bauern und sahen dem Spiele der Schneewolken

an den Abhängen betrübt zu: sie dachten an kleine Heuvorräte und an mageres Vieh, und dann kamen ihnen Weib und Kinder in den Sinn, und — an diesem Abend ging kein Bauer froh zu Bett.

Am Tage darauf war ziemlich starker Frost eingetreten; die Berge waren schneeweiß bis herab ins Land, und all die grünen Flecken in den Grasgärten waren verschwunden. Alles Frühlingsleben war in einer Nacht erloschen, fast wie ein Wiegenkind, das keinen Begriff von der Freude hat, die seine Geburt hervorruft, oder von der Trauer, die sein Tod erregt.

Dann kam eine Zeit lang strenge, bittere Kälte; bisweilen trockenes Wetter mit Nordstürmen, mit Frost in den Nächten und Kälte am Tage, und bisweilen Schneegestöber, die wie in kalter Laune große Flächen der Landschaft mit Schnee bedeckten, an einigen Höfen aber schadlos vorüberzogen.

Es war daher nicht anders als ganz natürlich, daß Bergur auf Holl, da eben ein Schneegestöber Grasgarten und Wiesen bei ihm mit Weiß bedeckte, ohne bei seinen Nachbarn Einkehr zu halten, darüber nachzudenken begann, wie unverständlich oder sogar sonderbar doch die Weltregierung sein könne, daß sie ihn jetzt heimsuchte, der doch am ärmsten war und das wenigste Heu besaß, seinen beiden reichen Nachbarn gegenüber aber, die genug Heu hatten, sich stellte, als ob sie dieselben nicht sähe.

Dann begann das Wetter nach und nach besser zu werden, und eines Tages, spät im Juni, war auf dem Pfarrhofe Stadhur alles in Bewegung.

Bjarni Sveinsson, Kandidat der Theologie, der Verlobte Björgs, des einzigen Kindes des Propstes, war gekommen, vom Wetter mitgenommen und sonnengebräunt von der Reise.

Der Propst, Sir Thordhur, hatte ihn auf dem Hofplatze in seinem schwarzen Rock empfangen, den er sonst niemals an hatte, außer wenn er daheim in der Kirche bei seinem Hofe Messe hielt; denn in der Nebenkirche ließ er seinen alten Rock gut genug sein.

Dann war nach der besten Freundin Björgs gesandt worden, der Witwe des Bezirksvorstehers auf Grund, dem nächsten

Hofe von Stadhur, damit sie teil an der Freude nähme, daß Bjarni nach den Reisestrapazen glücklich heim gekommen sei.

Und doch war dies das Geringste, was Sir Thordhur gethan hatte, um die Ankunft Bjarni Sveinssons diesem selbst und seiner Tochter so erfreulich als möglich zu machen.

Er hatte seit Anfang Juni sein Amt als Geistlicher und Propst niedergelegt. Dann hatte er eine allgemeine Gemeindeversammlung in seiner Pfarre abgehalten, und von da wurde ein Eilbote mit der heißen Bitte an den Bischof gesandt, es doch so einzurichten, daß Bjarni einer von den drei Kandidaten bei der Wahl eines Geistlichen für das Pfarramt Stadhur würde.

Es hatte zwar keine lebendige Seele in der Gemeinde Bjarni gesehen, geschweige denn ihn näher kennen gelernt; denn Björg hatte sich mit ihm in Reykjavik verlobt, als sie auf der Mädchenschule war. Der alte Thorgrimur auf Dalur, der Gemeindevorstand und ein reicher Bauer, hatte auch in der Versammlung deutlich und ausdrücklich gesagt, daß er und niemand in der Gemeinde diesen jungen Kandidaten auch nur im geringsten kenne; jedoch scheine es ihm unrecht, wenn irgend jemand in der Gemeinde ihrem lieben Propste eine Bitte abschlüge, die vielleicht seine letzte sei, besonders wenn sie nicht größer wäre, als seinen Namen auf ein Blättchen Papier an den Bischof zu setzen.

Dem stimmten auch die meisten anderen bei, ausgenommen Ingvar auf Vik, der Bruder Sir Thorvalds auf As, welcher letztere sich um die Stelle Stadhur beworben hatte. Ingvar sagte dem Propste ins Gesicht, es könne ihm nicht einfallen, einen Seelsorger zu wählen, den kein Mensch kenne, um sich dadurch die Freundschaft irgend jemandes zu erwerben, wer es auch sein möge. Aber es waren nur wenige, die sich ihm anschlossen und sich weigerten, das Schreiben an den Bischof zu unterzeichnen. Und in der Gemeinde wurde ihm dieses Vorgehen sehr schlimm ausgelegt. Alle sprachen davon, wie unschön es gehandelt wäre, den alten Propst, einen so geehrten und geliebten Mann, zu kränken, und das aus lauter Eigennutz; denn Ingvar

könne natürlich keinen anderen Grund dazu haben, als seinen Bruder in die Stelle zu bringen.

Es ist schwer zu sagen, ob es jenes Gesuch an den Bischof oder Bjarnis Geistesfähigkeit war, was bewirkte, daß er unter den sieben, die sich um die Stelle beworben hatten, einer von den dreien wurde, unter denen die Gemeindeglieder in dem Kirchspiele von Stadhur zu wählen hatten.

Einige vermuteten, daß in dieser Angelegenheit der Umstand einige Wirkung gehabt hätte, daß im Südlande in aller Munde das Gerücht ging und für wahr gehalten wurde, daß die Gemeinden in dem Kirchspiele von Stadhur den festen Entschluß hegten, aus der Volkskirche auszutreten und Bjarni zu ihrem Geistlichen zu wählen, wenn ihnen verweigert würde, ihn wählen zu können. Im Kirchspiele von Stadhur wußte freilich niemand etwas von einem derartigen Vorhaben; und als man es dort viel später hörte, wurde allgemein vermutet, der alte Propst, der überall bekannt war und an jedem Orte Bekannte und Freunde hatte, habe dieses Gerücht heimlich nach der Hauptstadt gebracht, um dem Bittgesuche an den Bischof Nachdruck zu verleihen.

Wie nun das alles auch sein mochte, Bjarni brachte dem Propste einen Brief von dem Bischof mit dem Auftrage mit, die Versammlung zur Wahl eines Pfarrers in dem Kirchspiel von Stadhur abzuhalten; und als der Propst sah, daß sein zukünftiger Schwiegersohn einer von den drei zu Wählenden war, klärte sich sein Gesicht in wunderbarer Weise auf: er war in keinem großen Zweifel darüber, der alte Mann, wer wohl gewählt werden würde.

Das Gerücht von der Freude des Propstes brauchte nicht lange Zeit, um aus der Stube hinaus verbreitet zu werden, und seine Freude war die Freude aller Hausgenossen; denn alle waren Björg gut, die, seit ihre Mutter gestorben war, mit ihrem Vater dem Hause vorgestanden hatte.

Die Dienstmädchen waren um ihrer jungen Hausmutter willen fröhlich und vergnügt, und auf dem Wege nach der Speise=

kammer und Küche flüsterten sie davon, wie außerordentlich schön Bjarni sei, und wie gut er, den Gerüchten nach, den Mädchen gewesen wäre. Die Knechte verschafften sich irgend etwas zu thun, was sie an dem Stubenfenster vorbeiführte, um Gelegenheit zu finden, hinein zu blicken und etwas von dem schönen Schwiegersohne des Propstes zu sehen zu bekommen. Und oben auf dem Boden hielt die alte Thorunn, der Gemeindekrüppel, in ihrem Bette eine lange Segenspredigt.

In der guten Stube auf Stadhur aber saß die Herrschaft und unterhielt sich.

Der alte Propst besaß, wenn er mit gebildeten Leuten sprach, ein wunderbares Geschick, die Unterhaltung auf etwas Ernstes zu lenken, am liebsten auf etwas, wodurch er den Charakter und die Ansichten desjenigen kennen lernen konnte, mit dem er sprach, wenn er ihn nicht schon früher kennen gelernt hatte. Nachdem er nach den allgemeinen Nachrichten aus der Hauptstadt gefragt hatte, begann er in der Stube auf und ab zu gehen und davon zu sprechen, wie das Wetter den größten Teil des Frühjahrs kalt gewesen sei und wie das Leben hierzulande doch kalt und eintönig wäre. Er sagte, es schiene ihm, als ob das Wetter und das Klima dem ganzen Volke mit einer Eislast deutlich seinen Stempel aufdrücke, es schwerfällig wie einen Holzklotz und energielos mache und es in sonderbarer Weise an der Armut festhängen ließe.

Daraus entstand eine sehr weitläufige Diskussion. Man war sich nicht über die Ursache einig. Bjarni wollte sich der Ansicht seines zukünftigen Schwiegervaters nicht anschließen, daß das Klima schuld daran wäre, daß die Leute in diesem Lande so geartet seien; er sagte, dieses Ungeschick und die Energielosigkeit lägen an nichts Anderem als an jener Unzufriedenheit mit allem und allen, die den Leuten hier zur Natur geworden sei, und die daher rühre, daß die Bildung oder Kultur hier nur halb Platz gegriffen habe. Es sei den Leuten sehr gut gelungen, von den Ausländern zu lernen, hohe Anforderungen an das Leben zu stellen; aber es sei ihnen schwerer geworden, zu lernen, die Ver-

mögenszustände und die Erwerbsquellen des Landes so zu gestalten, daß das Land solchen Lebensanforderungen genügen könne.

„Das kann es auch niemals," sagte der alte Propst und schüttelte den Kopf; „unser Land ist von anderen Ländern so verschieden, daß unsere Kultur von der anderer Länder erheblich verschieden sein muß, wenn sich alle dieselbe sollen aneignen können."

„Das möchte ich auch beinahe befürchten; und deswegen glaube ich, daß es viel heilsamer sein würde, zu versuchen, die Leute zufriedener zu machen, als sie sind, als ihnen zu predigen, daß es hier unzählige Reichtumsquellen giebt, daß aber die schlimmen politischen Zustände sie hindern, dieselben zu benutzen."

„Ja, aber es ist leichter, den Leuten ihre Zufriedenheit zu nehmen, als sie ihnen wiederzugeben."

„Das kann sein; aber eine Abhilfe, glaube ich, giebt es. Wenn es genug Leute gäbe, die unsere Landsleute die einfache Wahrheit lehrten, daß die Pflichttreue, auf das Christentum als Grundstein alles dessen gebaut, was im Menschenleben gut ist, in jeder Stellung und Lage die erste Tugend sei, und wenn sich die Leute der Pflichttreue ernstlich befleißigten, dann, bin ich überzeugt, würde es hierzulande mehr Zufriedenheit geben als jetzt. Ich bin sicher, daß solche Reden Frucht tragen würden; denn im Innersten eines jeden Menschen lebt doch das Bild Gottes, und dieses ermahnt am ersten zur Pflichttreue."

„Ja — das kann ein sehr guter Gedanke sein. Aber nun betrachte dir einmal das Bild von Mynster dort an der Wand. Unsere Björg hat es abgewischt und viele Jahre versucht, es glänzend zu machen; und doch ist das Bild, wie du siehst, gewaltig verdorben. Das rührt von dem Staube und der Feuchtigkeit hier in der Stube her. Ich sage dir wahrhaftig, daß das Bild Gottes in manchem Menschen keine Björg hat, die es reinigt, und es hat doch unter viel mehr Staub und Feuchtigkeit zu leben, als hier in der Stube herrscht. Du kannst gewiß sein, daß es dem Gottesbilde schwer wird, sich aufzuschwingen, wenn das Alter es mit Staub belastet und das Leben es von Feuchtigkeit schwer macht. Aber nun wollen wir uns den Frauen zu-

wenden. Ich habe dich ja kaum der Frau unseres Bezirksvorstehers vorgestellt. Sie ist eine Amtmannstochter, wie du weißt, hat sich lange in Kopenhagen aufgehalten und sich dort unter anderem verschiedene unpriesterliche Ansichten angeeignet, die sie auch gar nicht verbirgt. Sie ist auch in Reykjavik gewesen; aber jetzt sitzt sie hier auf dem nächsten Hofe und vergnügt sich damit, ihre Haustiere gut zu behandeln und deutsche und englische Bücher zu lesen — alle möglichen Bücher, sogar über Philosophie. Doch zum Glücke bin ich nicht ihr Beichtvater; denn sie hat keinen," meinte der Propst lächelnd.

Die Frau des Bezirksvorstehers sagte, es freue sie sehr, den zukünftigen Mann ihrer Freundin kennen zu lernen, und meinte lächelnd, sie habe sich gefreut, zu hören, daß er die Pflichttreue betone; denn die Geistlichen hätten jetzt kaum Zeit, über etwas Anderes als über Dogmatik zu sprechen.

Darauf wandte sie sich an den Propst und sagte: „Aber warum lassen Sie uns nicht hören, welche Tugend Sie für die oberste im Leben halten? Sie hörten die Auseinandersetzung des Herrn Kandidaten Bjarni über die Pflichttreue so teilnahmslos an."

„Das that ich nun zwar nicht; aber ich will gar nicht verheimlichen," versetzte der Propst ziemlich ernst, „daß ich, je länger ich gelebt habe, desto mehr davon überzeugt worden bin, daß Eines jedem Christen not ist, — und wenn ich alle meine langen Lebenserfahrungen in einem Worte zusammenfassen sollte, dann wäre es das Wort: ‚Verzeihe'. Das Verzeihen ist die segensreichste Tugend im Leben; denn es bringt zugleich sich selbst und anderen Frieden und Zufriedenheit."

„Und wenn ich sagen sollte, was ich für die segensreichste Tugend halte," sagte die Bezirksvorstehersfrau halb lächelnd, „so ist das die, nie etwas zu lieben. Dann hat man Frieden mit sich selbst und mit anderen, gerade wie mit der Verzeihungsregel des Herrn Propstes, und es wird einem dann auch so leicht, das Gesetz der Pflichttreue des Herrn Kandidaten zu befolgen."

Alle lachten ein wenig über Frau Annas Witz, und dann

bat Björg dieselbe, etwas zu singen. Und Frau Anna nahm die Guitarre Björgs von der Wand, stimmte sie und begann zu spielen und dazu zu singen.

Sie war ein schönes Weib, die Frau Anna; obwohl sie um die Dreißig war, sah sie doch wunderbar jung aus. Sie waren sehr verschieden von einander, die beiden Freundinnen, sie und Björg. Anna war von mittelhohem Wuchse, ziemlich voll, hatte dunkle Haare, braune Augen und eine blasse Gesichtsfarbe, und alle ihre Bewegungen waren voll Anmut und Weichheit. Björg hatte lichtes Haar, blaue Augen, war von hohem Wuchse und schmächtig, und obwohl ihre Bewegungen etwas unbeholfen und langsam waren, so machte sie doch einen sehr guten Eindruck; denn der Blick ihrer Augen und ihr ganzes Benehmen waren freundlich und geradezu.

Frau Anna hatte eine reine und schöne Stimme, und als sie einige Melodiën gesungen hatte, hörte sie auf zu singen und spielte ohne Gesang nach ihrem Kopfe auf der Guitarre weiter.

Bjarni fand sehr großes Gefallen an dem Gesange. Er glaubte, nie vorher die Guitarre so gut spielen gehört zu haben. Die kleinen Finger, schneeweiß und weich geformt, bewegten sich im Wechsel schnell auf den Saiten, so schnell, wie ein Blitz sich zeigt, und lockten dann wunderbare Zaubertöne hervor, voll von Schmerz und Sehnsucht, die durcheinander wirbelten, dann von einer Harmonienallmacht sich zusammen zu fügen gezwungen wurden und dann einen unzerreißbaren Kreis bildeten, der immer größer und größer ward, und wie mit einer Stimme von unauslöschlicher Trauer zum Himmel emporriefen.

Frau Anna lehnte sich in den Lehnstuhl zurück, der am Fenster stand, blickte hinaus und ließ die langen, dunklen Wimpern ihre Augen halb bedecken.

Bjarni konnte die Augen nicht von ihr wenden. Er blickte auf die kleinen Finger, auf den schneeweißen und weichen Arm, an dem sich der Ärmel etwas hinaufgeschoben hatte, und auf den Fuß, der, ihr unbewußt, unter dem Kleide auf dem Schemel hervorguckte.

Dann hörte sie plötzlich mitten im Spiel auf, erhob sich, legte die Guitarre aus der Hand und bat den Propst, ihren Gráni satteln zu lassen; ging selbst hinaus, um nachzusehen, wie es verrichtet würde, zog dann ihr Reitkleid an und stieg zu Pferde. Und Gráni trabte mit ihr über den Grasgarten hinüber nach der Landstraße, die nach Grund führte.

Das alles ging so schnell, und Bjarnis Gedanken wären so voll von dem Guitarrespiel, daß er sich fast wie in einem Traume befand, bis Frau Anna schon den Hohlweg durch den Grasgarten hinausritt.

„Sie ist sowohl schön als begabt, die Frau Anna," sagte der Propst, als sie weg war. „Gefiel dir ihr Spiel?"

„Außerordentlich gut."

„So; mir scheint es immer, als ob ihr ganzes Spiel von einer unbehaglichen Aufregung durchzittert wäre. Sie ist etwas anders als andere Leute. Aber unterhaltend ist sie und belesen."

Dann geleitete der Propst Bjarni nach seinem Schlafzimmer neben der Stube und wünschte ihm gute Nacht.

Und Bjarni ging zu Bett, konnte aber bis spät in der Nacht nicht einschlafen, obwohl er müde von der Reise war. Er dachte hin und wieder an das, was er am Abend erlebt hatte.

Und als er endlich einschlief, da träumte er nicht von seiner Verlobten, sondern nur von der Bezirksvorsteherswitwe auf Grund.

2.

Frau Anna ritt sozusagen in einem Atem heim nach Grund. Der Weg war auch nicht weiter als eine Viertelstunde zu reiten und fast durchweg glätter Kiesweg.

Als sie nach Hause kam, standen einige von ihren Knechten auf dem Hofplatze. Alle nahmen die Hüte ab, und der Verwalter sprang sogleich aus dem Haufen heraus und machte sich, sobald die Herrin abgestiegen war, daran, Gráni abzusatteln.

Dann ging sie in das Haus und kehrte mit einer Schale voll Milch zurück; und Gráni lief sogleich auf sie zu, steckte das

Maul in die Milchschale und trank sie bis auf den Grund aus. Dann warf er plötzlich den Kopf in die Höhe, so daß die Milchtropfen von dem Maule nach allen Richtungen umher spritzten, und sah Anna eine Weile an. Und sie legte ihre Wange an seine Stirn, streichelte ihm einigemale den Kopf und zog ihn dann hinter sich her nach dem Grasrande des Hofplatzes; und dort nahm sie Abschied von ihm.

Darauf erkundigte sie sich bei dem Verwalter nach den Wirtschaftsarbeiten, sagte ihm, er solle die Leute zu Bett gehen lassen, und begab sich selbst nach ihrer Schlafstube, einem kleinen, aber sehr netten Zimmer, das nach dem Hofplatze hinaus lag.

Nachdem sie das Rouleau heruntergelassen hatte, begann sie sich auszukleiden, hörte aber plötzlich mitten in ihrer Beschäftigung auf, setzte sich auf einen Stuhl neben dem Nachttische, stützte die Wange auf die Hand und starrte vor sich hin.

Dann stand sie nach einer guten Weile auf und zog sich weiter aus. Als sie aber ins Bett gekommen war, konnte sie lange nicht einschlafen. Da griff sie zu den Gedichten Jonas Hallgrimssons, die stets auf ihrem Nachttische lagen, las darin ein Gedicht nach dem anderen, bis eine weiche und warme Ruhe über ihre Gedanken kam, und schlief schließlich, mit dem Buche in der Hand, ein. —

Auf Stadhur gab es in diesen Tagen vor der Pfarrerwahl viel zu thun.

Die meisten Bauern schafften sich etwas dort zu bestellen, um den zukünftigen Schwiegersohn des Propstes und den zukünftigen Pfarrer ihres Kirchspieles zu sehen. Daher gab es auf Stadhur vom Morgen bis zum Abend immer vollauf Gäste. Der alte Propst war wegen seiner Gastfreundschaft allgemein bekannt; aber in diesen Tagen übertraf er sich in dieser Hinsicht beinahe selbst. Er stand zeitig auf, und seine Beschäftigung vom Morgen bis zum Abend war, für die möglichst beste Bewirtung seiner Gemeindekinder zu sorgen und sie so zu unterhalten, daß ihnen der Aufenthalt so behaglich wie möglich wurde.

Ebenso war es mit Björg: sie war vom Morgen bis zum

Abende thätig, ihren Hausfrauenpflichten nachzukommen und für die Bewirtung der Gäste zu sorgen.

Daher bat sie ihre Freundin, Frau Anna, so oft herüber nach Stadhur zu kommen, als sie könne, und dort den Tag über so lange zu verweilen, als es ihr möglich war, um ihrem Geliebten die Zeit zu verkürzen, dem sie sich nur hin und wieder widmen konnte, und der ihr sehr leid that, für den Fall, daß er sich die ersten Tage auf Stadhur langweilen sollte.

Es fehlte aber auch nicht viel daran, daß sich Bjarni gelangweilt hätte. Der Propst stellte ihn allen jenen Bauern vor, und diese starrten ihn einer nach dem andern an, beinahe wie die Kuh das neue Thor, sprachen aber so gut wie nichts mit ihm; denn sie richteten ihre Worte fast ausnahmslos an den Propst.

Und Björg sah, was im Herzen ihres Verlobten vorging, und wußte es deswegen bei ihrem Geschicke so einzurichten, daß Bjarni und Anna sich von den anderen zurückziehen konnten.

Bisweilen gingen sie dann in Bjarnis Zimmer und begannen sich dort über alles Mögliche zu unterhalten, am liebsten über Dicht- und Sangeskunst. Und diese Gespräche endeten immer damit, daß Anna die Guitarre zu spielen begann; und meist sang dann eines von ihnen dazu; denn Bjarni war auch ein sehr guter Sänger.

Bisweilen unternahmen sie weite Spaziergänge, am liebsten nach den Abhängen des Stadharhöhenzuges, nicht weit von Stadhur entfernt. Von da hatte man eine schöne Aussicht auf die Gegend und weit hinaus aufs Meer. Das Wetter war warm geworden und bisweilen von leichten Regenschauern begleitet, so daß der Frühjahrswuchs mit jeder Stunde zunahm.

Sie fanden beide viel Vergnügen daran, dort an dem Abhange der Höhe zu sitzen und über die Gegend zu schauen, das junge Leben unter sich zu betrachten, das immer mehr wuchs und gedieh, und zu beobachten, wie das Frühjahr mit jedem Tage sein Reich erweiterte, indem es einen hellgrünen Lebensschleier über die nach dem Winter und dem Schnee weißlichgelben Strecken von abgestorbenem Grase breitete.

Als sie einmal zu einem solchen Gange von dem Hofe aufgebrochen waren, sagte Bjarni halb lächelnd: „Es kommt mir vor, als ob mich diese Gemeindebauern dort in der Stube wie ein Schaf bei der Einsammlung des Viehes betrachteten; und wenn sie mich am meisten anstarren, dann kommt es mir bisweilen vor, als ob sie im nächsten Augenblick aufstehen und mich an den Seiten und auf dem Rücken befühlen wollten, um sich zu vergewissern, ob sie mich kaufen sollen."

„Nein, das ist nur Einbildung; denn sie sind fest entschlossen, Sie zu kaufen."

„Fest entschlossen?"

„Ja, seit lange fest entschlossen." Und dann erzählte Anna ihm halb lachend, daß seine Predigt über die Pflichttreue an jenem ersten Abend auf Stadhur sie sehr amüsiert habe. Es sei sehr leicht, die Pflichttreue im Munde zu führen, wenn einem andere schon ein warmes Nest bereitet hätten, so daß man nichts Anderes zu thun brauche, als sein ganzes Leben lang wie ein Vogel auf Eiern zu sitzen und die Raubvögel draußen, die entweder schlechte Nester oder gar keine hätten, mit dem Worte „Pflichttreue! Pflichttreue!" anzuschreien. Sich selbst mit Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit eine Lebensstellung zu bereiten, oder dasselbe von anderen während ihres ganzen Lebenswandels zu verlangen, sei etwas ganz Verschiedenes. Aber nun habe ihm der Propst ein Erbrecht auf die Seelen in dem Kirchspiele von Stadhur verschafft und dieselben gleich wie die Schafe in der Hürde und die Kühe im Stalle seiner Tochter als Mitgift mitgegeben. Der Propst habe die Gemeindebauern die Bittschrift an den Bischof unterschreiben lassen, und dann lasse der Propst sie ihn auch wählen; und da es ihm so eigen sei, zu verzeihen, so „verziehe" er ihnen nachher — nach dem, was man sich in der Gemeinde erzähle — alle ihre Schulden; denn ein jeder Bauer in den Gemeinden sei ihm viel schuldig. Er habe nämlich, seit seine Tochter mit Bjarni verlobt sei, von keinem Menschen die ihm gebührenden Abgaben eingefordert.

Bjarni stand ganz erstaunt und starrte Anna an, während

sie sprach; und als sie geendigt hatte, sagte er: „Was ist das? Ich habe nichts von alledem gewußt. Der Propst schrieb mir, seine Gemeindekinder hätten so viel Gutes über mich gehört, daß sie darum gebeten hätten, daß ich mit zur Wahl vorgeschlagen würde. Aber daß der Propst beabsichtigt, die Gemeindebauern mich für Schuldquittungen kaufen zu lassen, davon habe ich nie ein Wort gehört. Trauen Sie mir zu, Frau Anna, daß ich meine Lebensstellung auf einem Gewebe von Trug und Falschheit aufbauen möchte? Nein, mein Beruf ist mir heilig, und ich will ihn auf Gerechtigkeit aufbauen und mit Pflichttreue erfüllen. Wenn alles bei meiner Wahl so unsauber zugeht, wie Sie sagen, dann werde ich dem Propste gleich morgen sagen, daß ich mich nicht bewegen lasse, mich hier zum Geistlichen wählen zu lassen."

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie mißverstanden habe. Ich glaubte nur, Sie wären wie andere."

„Wie andere?"

„Ja; mir scheint es, als ob bei den meisten Menschen eine gewisse Unehrlichkeit über alles herrscht, nicht nur im geschäftlichen Verkehre, sondern auch in der ganzen Denkweise. Mir ist es so oft aufgefallen, daß sich die Leute daran gewöhnen, sich selbst zu belügen und zu täuschen, bis sie so weit gekommen sind, daß sie jede That, die sie selbst ausführen und ausführen lassen, zu rechtfertigen imstande sind."

„Ja, leider ist die Sünde mächtig in der Welt."

„Sprechen Sie nicht von der Sünde. Gerade die Sünde ist einer jener Vorwände, welche die Leute brauchen. Sie reden sich selbst ein, die Sünde, eine angeborene Schwachheit, die Erbsünde, sei an allem schuld; und deshalb sei das alles selbstverständlich und natürlich, und wenn man dann die That nur noch bereue, ehe man stürbe, so wäre alles gut."

„So dürfen Sie nicht sprechen."

„Ich muß nach meiner Lebenserfahrung reden."

„Darf ich es versuchen, Sie davon zu überzeugen, daß es Leute giebt, die die Wahrheit aufrichtig lieben?"

„Ja, überzeugen Sie mich davon. — Aber jetzt muß ich nach Hause. Leben Sie wohl und grüßen Sie daheim auf Stadhur.“ Und dann reichte sie ihm ihre Hand; und er nahm sie und hielt sie ziemlich lange, bis sie sie, etwas langsam, wieder an sich zog.

„Sie wissen nicht, welche Freude es mir bereitet, gerade Sie davon zu überzeugen, daß ich es versuche, die Wahrheit zu lieben und das zu thun, was recht ist. Wissen Sie das?“

Darauf reichte er ihr die Hand wieder; aber sie that, als ob sie dieselbe nicht sähe und blickte nieder, blutrot im Gesichte.

Dann sah sie plötzlich auf, blickte ihn eine kleine Weile mit ihren dunklen Augen an, die von Liebe und Freude leuchteten, reichte ihm beide Hände und sagte leise: „Ich weiß es von — von mir selbst.“

Dann zog sie mit einem Male ihre Hände zurück, eilte davon, sah sich noch einmal kurz um, heiter und lächelnd, und ging dann langsam weiter, den Weg heimwärts nach Grund. —

Als Bjarni am Abend in sein Zimmer gekommen war, konnte er sich nicht dazu bequemen, sich auszukleiden und zu Bett zu gehen. Er ging im Zimmer auf und ab und dachte darüber nach, was er dem Propste und seiner Verlobten beim Abendessen geantwortet habe; aber er konnte sich eigentlich gar nicht entsinnen, wovon gesprochen worden war.

Dann ging er an das Fenster und öffnete es. Die Nachtluft fächelte ihm ins Gesicht, frühlingswarm und erfrischend, und unterhalb des flachen und frischgrünen Grasgartens lag das Meer. Dort spielten kleine Wellen auf der Meeresoberfläche, plätscherten und hüpften in allen Weisen und warfen sich dann, wie in jugendlichem Übermute, auf den Strand hinauf. Es war beinahe, als ob sie die kleinen Kieselsteine am Strande kitzeln wollten, sich danach sehnten, sie lustig zu machen und das Leben und das Frühjahr fühlen zu lassen. Aber dann hüpften sie wieder zurück, gleich als ob sie sich vor dem Lande fürchteten, das so kalt und gefühllos sei.

Bjarni blickte um sich; es war totenstill um Stadhur. Alle die Höfe waren gleichsam in tiefen Schlaf versenkt, und an den

Rändern der Hofplätze sah er die Hunde auf ihren Pfoten liegen, schlafend wie alles Andere.

Er blickte hinüber nach Grund; der hölzerne Giebel lag ihm gerade gegenüber. Er ging in die Stube und holte das Fernglas des Propstes, und dadurch sah er deutlich, daß das eine Fenster auf Grund offen stand; und er glaubte klar zu sehen, daß jemand zu demselben herausblicke.

Er legte das Fernglas aus der Hand, sprang zum Fenster hinaus, machte es leise hinter sich zu und rannte dann ein kleines Stück von dem Hofe hinweg. Dann begann er etwas langsamer zu gehen, schritt aber doch immer in halbem Laufe den Kiesweg nach Grund entlang.

Als er dort ankam, sah er, daß Frau Anna im Fenster lag und nach ihm ausschaute. Er trat schweigend an das Fenster heran, seiner Sinne beinahe nicht mehr mächtig, reichte ihr die Hand und sprang dann zum Fenster hinein.

Dann standen sie eine kleine Weile und sahen einander an, völlig sprachlos.

„Ich wußte, daß du kommen würdest, und wartete auf dich," sagte Anna mit halber Stimme.

Da faßte er sie um den Hals, drückte sie an sich, küßte sie auf den Mund, auf das Haar, auf die Wange, so daß sie kaum Atem holen konnte; dann hielt er sie von sich und blickte sie an, über und über rot und verlegen, wie sie war; und dann drückte er sie wieder an sich, und als er endlich ein Wort hervorbringen konnte, sagte er: „Ich komme zu dir, weil ich weiß, daß ich bei dir allein all das wonnevolle Glück finde, von dem ich geträumt habe; und ich komme demütig zu dir."

„Nein, du kommst zu mir wie der Königssohn in dem Märchen, um mich von dem Zauber zu erlösen."

„Von dem Zauber?"

„Ja, ich bin oder, richtiger gesagt, ich war verzaubert; — du erlösest mich."

„Wie kann ich dich vom Zauber erlösen? Und von welchem Zauber?"

„Das ist eine lange Erzählung!“ — und dann führte sie ihn nach dem Sofa, und sie setzten sich beide; und sie nahm die eine von seinen Händen und hielt sie fest in ihren beiden kleinen, während sie sprach: „Die Natur hat mir ein feuriges Sehnen nach Glück verliehen. Und dann ist mir weiter nichts zu teil geworden, als daß es mir einmal in meiner Jugend vergönnt wurde, das Glück einige wenige Tage zu besitzen; — dann erlosch alles wie eine Sternschnuppe. Seitdem hat mir das Leben nichts gegeben als einen Ehestand — einen sehr kurzen, Gott sei Dank! — aber seit jener Jugenderscheinung habe ich gefühlt, wie jedes Jahr und jeder Tag mich gleichsam in einen sargengen Todesmantel einschnürte. Ich habe das Leben in mir gefühlt, irgend einen Schein, wenn auch nur den eines Augenblickes, von Glück heiß ersehnt; aber — gefühlt habe ich nur, wie der Mantel mich immer mehr und mehr zusammenschnürte. Und ich wußte, daß es eine Heilung gab, nämlich die liebe Selbstverleugnung, die die Menschen für das Höchste und Beste von allem halten. Ich wußte, daß, wenn ich glaubte, diese sei das Beste für mich, der Todesmantel eine Gnadengabe wäre, und daß, wenn ich hätte sagen können: ‚Gott sei Dank, mir geht es gut‘ — ich die Enge des Mantels hätte vergessen und ruhig einschlafen können, bis kein Lebensfunke mehr in mir gewesen wäre. Aber das konnte ich nicht, werde es auch nie können. Die Selbstverleugnung ertötet, was in der Natur des Menschen das Höchste und Edelste ist; sie ist nur ‚Morphin‘, ein christliches Morphin. Aber Morphinschlaf ist kein Leben, und ich liebe das Leben. — Und da kamst du und hast mich von dem Todesmantel befreit.“

Bjarni starrte sie an, während sie sprach; er hatte nie ein so schönes Weib gesehen, nie ein so wonnevoll lebendiges Gesicht; die Gemütsbewegungen schossen über dasselbe wie Blitze, und jeder Gedanke gab demselben seinen Ausdruck und sein Leben.

Und als sie schwieg, konnte er sich nur über sie niederbeugen und leise und warm sagen: „Schrecklich, schrecklich viel mußt du gelitten haben. Aber nun fängt eine neue Zeit für uns beide an.“

„Ja, ja, nun beginnt eine neue Zeit; mich schaudert bei all dem Alten.“

„Wir wollen nur in die Zukunft denken, in die Zukunft.“

Dann begannen sie davon zu sprechen, wie viel man der Menschheit nützen könne, wenn man gewissenhaft arbeite, und wie entsetzlich viel in der dortigen Gegend geändert und anders gemacht werden müsse; und wie wichtig es sei, nicht zu ermüden, wenn es im Anfange auch schwer von statten ginge. Sie kamen überein, daß man zu allererst die Denkweise der Menschen ändern müsse, sie lehren, ohne Vorurteil zu urteilen und sich nicht selbst zu täuschen oder seine Ungerechtigkeiten und Lügen zu rechtfertigen.

Wie schön schien es ihnen, daran zu denken, miteinander an jedes Werk gehen zu können, jeden Gedanken gemeinsam zu besitzen, und zusammen die Freude genießen zu können, ihn wie Frühlingsleben gedeihen und wachsen und in der Gesellschaft um sich Frucht tragen zu sehen!

Und dann sahen sie einander an und sprachen von der Liebe; wie heiß und stark dieselbe sei — jene alten Worte, ebenso alt wie die Menschheit, und doch immer neu für diejenigen, die sie ernstlich meinen . . .

Und die Sommernacht breitete sich liebreich und mild über die Gegend, hing Thautropfen, himmelsklar und befruchtend, an jedes Gräschen, das den Kopf aus der Erde emporstreckte, um die Feuchtigkeit zu erreichen, damit es leben könne; zog einen wohlthuenden Schleier der Ruhe über Land und Meer, damit alles Lebendige ausruhen und sich vorbereiten könne, das Licht des nächsten Tages zu genießen.

Und alle Flüsse und Bäche strömten mit Zauberstille durch die Nachtruhe dahin, so daß das Gemurmel wie ein traumwarmer Freudenbringer über die ganze Landschaft getragen wurde.

3.

Bjarni erwachte spät am nächsten Morgen.

Er lag eine kleine Weile still im Bett und rief sich alles ins Gedächtnis zurück, was er in der Nacht und am Tage vorher

erlebt hatte; und es überkam ihn eine wonnevolle Freude, als er an Anna dachte. Wie viel reicher war sie an Liebeswärme und Schönheit als alle anderen Weiber, die er gekannt hatte, und wie entschlossen in ihrem Thun und wie weise!

Und — doch — seine Freude schien ihm aus irgend einem Grunde keine ungemischte zu sein; er erstaunte beinahe darüber, wie wenig der Mensch denkt, wenn die Liebe ihn fesselt. Gestern hatte er nicht im geringsten an seine Verlobte und noch weniger an den Propst gedacht; heute aber warfen dieselben einen gewissen Schatten über seine Freude.

Er mußte so bald wie möglich von Stadhur fort, gleich heute noch, und für immer nach Grund hinüberziehen. Was kümmerte ihn dieses Kirchspiel? Ihm waren alle Kirchspiele in der Welt gleichgiltig. Aber er mußte mit dem Propste sprechen, mit diesem alten Fuchse, der ihm eine Lebensstellung auf lauter Betrügereien zu erbauen gedacht hatte. Und dann mußte er sich von Björg lossagen.

Er begann aufzustehen, langsam und bedächtig, und blickte dann durch das Fenster hinüber nach Grund. Dann richtete er seinen Blick auf das Meer; und er hatte seine Freude daran, zu sehen, wie die Stadharinsel von Eiderenten ganz bedeckt war. Und diese kleine Insel lieferte einen Gewinn von zweihundert Pfund Eiderdaunen. Ein riesenhafter Ertrag für einen so kleinen Fleck! Die Stelle Stadhur war vielleicht die beste im Lande, bezog viele Einkünfte, war leicht zu verwalten und angenehm. Alles, alles das gab er auf um Annas willen.

Verdiente sie nun das alles?

Ja, ja! Wie konnte darüber irgend welcher Zweifel herrschen?

Dann stand er eine kleine Weile still.

Er sah Björg zur Hofthür hinaustreten und sich daran machen, die Hühner zu füttern. Die Hühner liefen um die Wette auf sie zu, alle gackernd vor Freuden; und sie streute ihnen Körner hin und streichelte sie dann freudestrahlend über den Rücken. Dann sah sie nach dem Fenster hinauf, erblickte Bjarni und wünschte ihm guten Morgen; und er erwiderte ihren Gruß,

trat vom Fenster weg und begann darüber nachzudenken, wie jugendlich und gutmütig Björgs Gesicht doch sei; alles ein Lächeln der Zufriedenheit, das ihm guten Morgen sagte. Und er begann sich zu überlegen, wie wonnevoll weiblich Björg sei; nicht so heiß und feurig wie Anna, aber doch so mild und von Zufriedenheit leuchtend. Man konnte kaum anders als Björg gut sein.

Und nun sollte er sich von ihr lossagen. Anders war es nicht möglich. Wie schwer schien es ihm, über dieses wonneweiche Gesicht einen Ausdruck der Trauer breiten zu müssen! — Aber was wollte er mit allen diesen Gedanken? Liebte er etwa Björg? Liebte er denn nicht Anna? Oder liebte er sie beide? Er schauderte bei dem Gedanken, daß es beinahe sei, als ob seine Sinne von einem heidnischen Vielweibereigeiste durchdrungen wären. Es kam ihm vor, als ob er in ein Netz verstrickt wäre, und es war ihm, als ob er keinen Platz für seine Pflichttreue finden könne, um sich aus dem Netze zu befreien.

Aber wer war an alledem schuld? Wer hatte ihn in diesen Abgrund gestürzt? Ja, er sah es gleich: das war der alte Propst. An alledem war nur er schuld. Er hatte beabsichtigt, ihn mit Lug und Trug in die Stelle Stadhur zu bringen, und die Kunde davon hatte seine Neigung mit Ärger von ihm und seiner Tochter abgewendet. Der Propst selbst und kein anderer war daran schuld, wenn seine Tochter und daß eine solche Tochter ihr ganzes Lebensglück verlöre.

Er war mit dem Ankleiden fertig, öffnete dann das Fenster und sah hinaus nach dem Grasgarten und hinüber nach der Insel.

„Wie gut hatte die Vorsehung diese Stelle Stadhur versorgt!“ dachte er bei sich.

Dann begab er sich hinab zu dem Propste.

Der Propst hatte sich zum Frühstück niedergesetzt, und Bjarni setzte sich auch, um ihm zu zeigen, wie kalt und ruhig er sein könne.

Der Propst war in sehr fröhlicher Stimmung, begann sogleich mit ihm darüber zu spaßen, wie viel er am vorigen Tage

mit Frau Anna zusammen gewesen sei, und sagte: „Nimm dich vor Frau Anna in acht; sie ist gefährlich. Ich bin deinetwegen zwar unbesorgt, da meine Björg auf der andern Seite steht; aber gefährlich ist sie. Ich möchte beinahe sagen, daß irgend ein heidnischer Zauber über ihrer ganzen Schönheit liegt, über der äußeren sowohl wie der inneren."

„So, haben Sie das erfahren?"

Der Propst schwieg eine kleine Weile, blickte durch das Fenster, gleichwie in Gedanken, und als er wieder zu sprechen begann, war seine Stimme beinahe traurig ernst: „Ja, mein lieber Bjarni, ich habe das erfahren; sie hat mich, den alten Mann, so verzaubert, daß ich um ihre Hand angehalten habe."

„Sie haben um sie angehalten?"

„Ja, aber Gott rettete mich."

„Rettete Sie?"

„Ja, er ließ sie mich rundweg ausschlagen. Sie weigerte sich durchaus und sagte, sie könne mich nie liebhaben. Seitdem habe ich Gott nie genug danken können, daß es so kam. Ich sah mit der Zeit ein, daß zwischen uns keine Liebe bestehen konnte: sie ist ein Kind dieser Welt, ich aber nicht; zwischen uns liegt eine tiefe Kluft. Obwohl es mich freut, daß sie hierher kommt, um meine arme Björg in ihrer Einsamkeit zu unterhalten, so besteht in Wahrheit zwischen unserer inneren Natur und der ihrigen doch kein engerer Verkehr als zwischen den beiden Erdpolen. Sie gehört einer andern Herde an als wir. Jegliche Demut des Christentums steht ihr ebenso fern als der Mond."

Bjarni fühlte, daß in diesen Worten über Anna ein Funke von Wahrheit läge. Christliche Demut war ihr nicht eigen. Aber warum wollte nun der Propst den Richter spielen? Er hätte doch lieber an seine eigenen Werke denken sollen. Und Bjarni sagte sehr ruhig: „Ich wollte mit Ihnen über die Vorbereitungen zu der Pfarrerwahl sprechen, die Sie hier getroffen haben sollen. Ich habe erst gestern davon gehört. Sonst hätte ich es Ihnen früher gesagt, daß ich eine Pfarrstelle hier nicht annehme, da Sie die Gemeindebauern haben darum ansuchen

lassen, daß ich mit zur Wahl vorgeschlagen würde, und da Sie dieselben dann durch ihre Schulden zwingen, mich zu wählen."

„Was — was — heißt das? Wer hat dich so verblenden können? Wer hat dieses Lügengewebe spinnen können?" und die Stimme des Propstes zitterte. Dann schwieg er eine kleine Weile.

Bjarni sah den Propst an und wußte nicht, was er sagen sollte. Aber der Propst fing wieder an, und seine Stimme war ruhig, beinahe wehmütig: „Nein, ich habe ein gutes Gewissen, was das anbetrifft, daß ich von dem Wege der Gerechtigkeit in nichts abgewichen bin, um dir hier zu einer Stelle zu verhelfen. Ich muß nun bald heimgehen und Rechenschaft über meine Werke ablegen, und ich glaube daran und ich weiß, daß die morgende hiesige Pfarrerwahl mir beim Gerichte nicht zur Schuld angerechnet werden wird. Laß uns nun ruhig über das alles sprechen. Ich sehe, daß du etwas aufgeregt bist; vielleicht hat irgend ein Kind dieser Welt versucht, deine gottliebende Seele zu vergiften. Laß uns nun ruhig sprechen; urteile über mich und unsere ganze Angelegenheit, mein geliebter Bjarni, wenn ich gesprochen habe; ich werde mich deinem Urteil freudig fügen. Aber laß uns vor allen Dingen beide demütig sein, wie es Christen geziemt, und vorurteilsfrei. — Bitte, hier sind frische Eier von unserer Insel. — Es ist wahr, wie du weißt, daß die Gemeindekinder hier um dich gebeten haben; aber ganz aus freiem Willen. Ich habe sie in keiner Weise dazu genötigt. Sollte ich ihnen verbieten, um dich zu bitten? Vielleicht haben sie bei sich gedacht, es wäre mir das Liebste, wenn du und Björg hier alles nach mir übernehmen würdet, und haben, da sie ja von deiner Begabung gehört haben, sowie davon, daß du ein so hoffnungsvoller Geistlicher seist — denn so etwas spricht sich herum — mir dann irgend ein Liebeszeichen für meine vierzigjährige Seelsorge hier in den Gemeinden erweisen wollen. Aber sollte ich es ihnen verbieten? Ist es mir als dem Diener Gottes befohlen, mich gegen gute Werke zu stemmen? Dies war eine Wohlthat, die sie mir in meinem Alter erweisen wollten, und

doch mit derselben sich selbst und dem Reiche Gottes nützen. War das etwa unchristlich?"

Bjarni konnte die Augen nicht von diesem alten, weißhaarigen Manne abwenden, der mit ihm, dem jungen Manne, der ihn ins Gesicht angeklagt hatte, obgleich er schuldlos war, so ruhig und brüderlich sprach, und der auf alles mit christlicher Demut antwortete. Er konnte, als jener geendet hatte, weiter nichts sagen als: „Ich fürchte, es liegt hier irgend ein Mißverständnis vor, und ich muß Sie um Verzeihung bitten —"

„Nein, nein, nichts von Verzeihung. — Bitte, darf ich dir diesen frischen Lachs hier aus dem Stadharflusse anbieten? — Meine arme Björg, sie besitzt unter manchem Andern das Geschick, den Tisch gut zu decken, und alles, was hier auf dem Tische steht, ist, das Brot ausgenommen, Ertrag von Stadhur. Gott sei Dank, sie bekommt einen hoffnungsvollen und — was noch mehr wert ist — einen guten Mann. — Aber, mein geliebter Bjarni," — und der Propst legte seine Hand weich auf den Arm seines zukünftigen Schwiegersohnes — „nun wollen wir fortfahren. Du sprachst von Bestechungen oder wie ich es nun nennen soll — ich meine die Schulden. Es findet morgen Pfarrerwahl hier statt, und ich sage dir wahrhaftig, es fällt mir gar nicht ein, irgend jemand Geld anzubieten, damit er dich wähle. Aber ich vermute doch, daß du gewählt werden wirst. Habe ich irgend welche Macht, meinen Gemeindekindern zu verbieten, dich zu wählen? Und ist es sündhaft, wenn ich nach der Wahl — merke wohl, nach der Wahl — und wer nun auch gewählt werden mag und wer auch sonst gewählt worden wäre — meinen Gemeindekindern diese kleinen Schulden an mich erlasse? Es ist mir nie eingefallen, das glaube mir, das Ende eines vierzigjährigen Zusammenlebens in Glaube und Liebe mit dieser Gemeinde, die Gott mir anvertraut hat, elende Geldforderungen sein zu lassen. Es scheint mir auch, daß dieser kleine Erlaß irgend jemand zur Aufmunterung dienen kann, seinen Mitmenschen Gutes zu erweisen und sich der Barmherzigkeit zu befleißigen."

Bjarni stand vom Tische auf und ergriff die Hand des Propstes: „Ich bitte Sie, mir meine Worte zu verzeihen; ich — ich bin gestern und heute Nacht nicht recht wohl gewesen; aber ich will jetzt ausgehen, die Einsamkeit suchen und dann wieder zu Ihnen kommen."

Und der Propst legte die Hand auf seine Schulter: „Ja, suche die Einsamkeit auf, lieber Sohn, laß dort deinen wiedergeborenen Geist das Licht suchen."

Und Bjarni ging hinab ans Meer und setzte sich dort.

Welche Bewunderung flößte ihm dieser greise Geistliche ein, voller Milde und Liebe! Wie viele Lebenserfahrung und christliche Demut zeigte sich in seinen Worten! Bjarni fühlte wohl, wie Vieles und Gutes er von ihm lernen konnte. Es wäre ein außerordentliches Glück, seine ersten Schritte auf dem Wege eines Seelsorgers unter seiner Leitung thun zu können. Wie schnell hatte er jenes Lügengewebe zerstört, das Anna um ihn gewoben, und wie boshaft war das alles von seiten Annas gewesen!

Der Propst hatte recht, sowohl was sie anbetraf, als in allem Anderen. Sie war nur ein Kind dieser Welt; sie verachtete die Menschen, das hatte er so oft aus ihren Worten heraus gemerkt, und legte alle ihre Worte und Werke so schlimm als möglich aus, weil sie selbst voll Hochmut war und nichts von der Demut des Christentums wußte.

Ihre Liebe konnte kein Glück ins Haus bringen. Und als er es sich besser überlegte, schien es ihm auch keine eigentliche Liebe gewesen zu sein, was seine Schritte in der letzten Nacht gelenkt hatte, sondern eine Raserei, ein sündhafter Taumel. Die Liebe, die echte und reine Liebe, war keine Leidenschaft, die alles Andere vergessen konnte, sondern nur ein himmlischer Freudenstrahl, erwärmend und erfreuend.

Nein, er liebte Frau Anna nicht und hatte sie nie geliebt.

Wie widerte ihn all diese überspannte Liebe der vorigen Nacht an!

Aber — darauf konnte er sich deutlich besinnen — er hatte ihr kein Versprechen gegeben, und von einer Verlobung war mit

keinem Wort gesprochen worden. Wie unweiblich war es von Anna, sich einem Manne so schnell hinzugeben, so ganz ohne Bedingungen! Er hatte sogar nie um sie geworben — es war alles mit einem gewissen Ungestüm vor sich gegangen, und alle Regeln der Liebe waren außer acht gelassen worden.

Er pries Gott, daß er Frau Anna gegenüber doch unverpflichtet und unverbunden war; sie hatte keine Forderung an ihn und er keine an sie: sie waren vollkommen von einander geschieden.

Er war ruhig, als er wieder heim ging, und dachte unterwegs darüber nach, wie schön doch die Verwandtenliebe sei, und wie viel Glück sie den Menschen bringe. Wenn er am nächsten Tage gewählt würde, so wäre das doch indirekt und zum Teile der geplanten Verwandtschaft mit dem alten Propste zu verdanken, den die Gemeinde mit Recht so heiß liebe. Die Verwandtenliebe sei doch schön; sie sei die Menschenliebe in ihrer schönsten und vollkommensten Form.

Und als er besser darüber nachdachte, schien es ihm, daß dieses Land mehr als andere mit so viel von derartiger Menschenliebe beglückt sei. Es war beinahe, als ob die Verwandten- und Schwägerliebe in jeder Gemeinde und jeder Gegend des geliebten Vaterlandes das Scepter führe. Für wie Vieles und Gutes schien ihm dies Land Gott zu Danke verpflichtet zu sein, trotzdem daß es etwas kalt und rauh war.

Er ging nach Hause und in sein Schlafzimmer und setzte sich dort.

Wie ruhig war er in seinem Innern, nachdem er Frieden mit sich selbst gefunden hatte! Es schien ihm, als ob alles Gute und Edle in seiner Seele zu neuem Leben erwache, nachdem er alle jene unreine Leidenschaft, die ihn den letzten Tag über beherrscht, überwunden hatte.

Dann nahm er einen Briefbogen vom Tische und schrieb:

Stadhur, am 26. Juni 1887.

„Hochverehrte Frau!

„Ich beeile mich, Sie wissen zu lassen, daß ich so glücklich bin, als sicher erfahren zu haben, daß alle Gerüchte über eine

üble Handlungsweise des Propstes inbetreff der hiesigen Pfarrerwahl rein aus der Luft gegriffen sind. Ich weiß, daß Sie, die Sie so gut über alle Menschen denken, sich freuen werden, dies zu hören. Ich erwarte nicht, die Freude genießen zu können, Sie fürs erste zu sehen, weder zu Hause bei Ihnen noch hier; denn sollte mir die Vorsehung die Gnade bestimmt haben, morgen hier zum Seelsorger gewählt zu werden, so habe ich so viel zu denken, und es wird hier so viel zu thun geben, daß man nicht erwarten kann, daß sich Zeit für etwas Anderes erübrigt. Ich kann Sie von meiner geliebten Verlobten und von unserem edlen greisen Propste grüßen. Mit Hochachtung

Bjarni Sveinsson."

Er las den Brief zweimal durch, lächelte dann ruhig und steckte ihn in einen Umschlag. Er hatte seine Freude daran, Briefe gut zu stilisieren, und dieser schien ihm so kurz zu sein und doch alles auszudrücken, was zu sagen war.

Dann begab er sich zu dem Propste und bat ihn, ihm einen Knaben zur Verfügung zu stellen, damit er den Brief an die Bezirksvorstehersfrau auf Grund bringe.

Der alte Propst sandte einen Knaben mit dem Briefe ab und sagte leise und lächelnd zu Bjarni: „Nun wäre also alles gethan?"

„Ja, nun ist alles gethan."

Und dann drückten sie sich die Hände, fest und lange, und sahen einander an — in Achtung und Liebe.

4.

Pastor Erlendur, der Nachbarpfarrer des Propstes Pastor Thordhur, leitete die Pfarrerwahl auf Stadhur.

Zwar verwaltete Pastor Thordhur vorläufig noch das Amt eines Propstes sowie das Pfarramt in seinem Kirchspiele; aber bei der Pfarrerwahl hatte er Pastor Erlendur an seine Stelle gesetzt; denn er sagte, er wolle nicht den Glauben erwecken, daß er auf die Pfarrerwahl dadurch einen Einfluß ausübe, daß er sie selbst leite.

Es kamen massenhafte Menschen an dem Wahltage nach Stadhur: fast alle Bauern aus den Gemeinden, alle Weiber, welche wahlberechtigt waren, und außerdem ein zahlreiches Gefolge von jungen Leuten.

Von denjenigen, welche zur Wahl vorgeschlagen waren, war niemand zugegen als Bjarni Sveinsson.

Pastor Erlendur saß vor der Mitte des Tisches in der guten Stube, und je nachdem die Gemeindevertreter, die an einem andern Tische, mehr in der Nähe der Thür, saßen, die Namen der wahlberechtigten Gemeindeglieder aufriefen, traten diese vor, stellten sich Pastor Erlendur gegenüber an den Tisch und sagten, wen sie wählten; und die Gemeindevertreter trugen es gleichzeitig in ihre Listen ein.

Der Propst Pastor Thordhur saß an dem Ende des Tisches, an welchem Pastor Erlendur saß, blickte keinen der Wählenden an und stellte sich, als ob die Wahl ihn gar nichts anginge.

Er blätterte in einem kleinen, länglichen, blaugebundenen Buche und hatte einen blauen Stift in der Hand, mit dem er spielte.

Aber die Gemeindebauern kannten das blaugebundene Buch recht wohl, und ein jeder, der zur Wahl vortrat, blickte erst nach dem Propste und dem blauen Buche, und einige stutzten ein wenig; denn stets stand der Name des Wählers mit deutlichen Buchstaben oben auf der Seite in dem blauen Buche. Darunter standen kleingeschriebene Zeilen, und am Rande lief eine Zahlenreihe hinunter; und der Propst ließ den blauen Stift den Zahlen in der Reihe folgen, gleich als ob er gedankenlos oder zur Kurzweil sich ein Spiel daraus mache, diese Zahlen zu addieren. Und wenn der Wählende Bjarni Sveinsson gewählt hatte, dann machte der Propst mit dem blauen Stifte zwei Striche kreuzweis über die ganze Seite.

Und alle wählten Bjarni Sveinsson, und der Stift zog stets die Querstriche.

Aber als Jonas auf Melar vortrat, wählte er Pastor Brynjolfur auf Fell, einen von den dreien, die zur Wahl vorgeschlagen worden waren.

Der Propst saß ebenso ruhig wie zuvor und blickte nicht auf; als er hörte, wer gewählt wurde, sah er zum Fenster hinaus und machte keinen Strich mit dem blauen Stifte. Es war, als ob er an etwas Anderes zu denken begonnen hätte als an die Unterhaltung mit den Zahlen.

Dann trat Ingvar auf Vik vor.

Er blickte nach dem blauen Buche und sah seinen Namen oben auf der Seite stehen, und die ganze Seite war über und über eng beschrieben; und der Propst wendete das Blatt um, und da stand wieder Ingvars Name obenan; und diese Seite war auch über und über beschrieben, und an dem unteren Ende der Zahlenreihe glaubte Ingvar deutlich drei Ziffern hintereinander unterscheiden zu können.

„Ingvar Jonsson, wen wählen Sie?“

Es war, als ob Ingvar etwas unschlüssig wäre: „Ich wähle — wähle — Bjarni Sveinsson.“

Und der Propst blickte zum erstenmal auf, sah Ingvar lächelnd an, und sein Lächeln war mild und väterlich. Dann löste er das Blatt bedächtig aus dem blauen Buche, riß es langsam in Querstreifen und die Querstreifen wieder in kleine Teile und warf dann alles in den Spucknapf auf der Diele.

Der letzte der Wählenden war Oessur von Skál. Er war etwas angeheitert, das Männchen, als er zur Wahl vortrat.

„Ich wähle denjenigen, den mein geliebter Propst will; ich wähle Björn hier, den zukünftigen Schwiegersohn des Propstes.“

„Wählen Sie Bjarni Sveinsson?“

„Ja, so heißt er; ja, ihn wähle ich und niemand anders.“

Der Propst blickte ihn sehr ernst an.

„Ich habe keinen Wunsch in dieser Hinsicht geäußert, mein Oessur; du sollst denjenigen wählen, dem du dein Seelenheil am liebsten anvertraust, den allein und keinen andern.“

„Ja, ganz, wie Sie sagen — ganz richtig — Sie sagen stets die Wahrheit, mein lieber Propst.“

„Wen wählen Sie dann?“ fragte Pastor Erlendur.

„Ich wähle den Schwiegersohn des Propstes, ihn und keinen anderen — basta! — ich habe es gesagt — oft gesagt.“

Als die Wahl vorüber war, verkündete Pastor Erlendur, daß der Kandidat Bjarni Sveinsson mit dreiundfünfzig Stimmen gewählt worden sei. — —

Frau Anna war ungewöhnlich spät aufgestanden, und gegen drei Uhr nachmittags ließ sie ihren Gráni satteln; sie sagte, sie wolle zu ihrem Vergnügen in das Grundarthal reiten, wie sie oft im Sommer zu thun pflegte.

Sie ritt das Thal rasch hinauf.

Gráni konnte sie nicht verstehen: sie ließ ihm nie Zeit zu verschnaufen; sie ließ ihn durch den Grundarfluß wie auf einem Kieswege galoppieren, und sie schlug ihn, wenn er galoppierte, und schlug ihn ebenfalls, wenn er trabte: er spitzte im Wechsel die Ohren und legte sie nieder, schoß dann wie ein Pfeil vorwärts, wußte aber eigentlich nicht, woher der Wind wehte.

Als sie an den Wasserfall des Grundarflusses gekommen war, stieg Frau Anna endlich von dem keuchenden Gráni ab.

Sie warf die Peitsche von sich und blickte Gráni nicht an; und doch sah Gráni sie an und hoffte, irgend eine Freundlichkeit für den Lauf zu erfahren. „War sie mit ihm unzufrieden?“ dachte er.

Frau Anna schritt dem Wasserfalle zu.

Er war sowohl hoch als breit und stürzte sich in silberweißem Perlenschaume von dem Felsen in den furchtbar tiefen und dunkelgrünen Strudel hinab; und der Strudel faßte alle die schäumenden Ströme, sog sie in sich, schleuderte sie dann wieder empor, rollte sie vor sich her und zerrte sie auf alle möglichen Weisen, gleich als ob er erfahren wollte, ob sie etwas taugten; und dann schleuderte er sie wieder von sich weg, und die Perlen schossen ein Stück den Strom hinunter, zerplatzten dann und zerflossen in nichts.

Frau Anna setzte sich auf einen flachen Stein, der dicht an dem Strudel unter dem Wasserfalle lag.

Sie ließ den Thau des Wasserfalles ihr Antlitz und ihren ganzen Körper benetzen.

Sie warf den einen ihrer Handschuhe in den Strudel, und der Strudel sog ihn in sich, schleuderte ihn dann wieder von sich, und er schwamm weit den Fluß hinunter, und Anna blickte ihm nach.

Dann beugte sie sich nieder und tauchte ihre Hand ein wenig in das Wasser. Wie eisig war dasselbe!

Es überlief sie kalt, so daß sie ihr Kleid dichter an sich zog.

Sie saß lange, lange dort.

Dann stand sie auf.

Wie erbärmlich und beinahe verächtlich kam ihr doch die Liebe zum Leben im Menschen vor! Man konnte vor Lebensmüdigkeit dem Tode nahe sein und keine Hoffnung auf eine Besserung haben, man konnte den Todesmantel Leben und Atem beengen fühlen: und doch liebte man das Leben oder wollte es nicht verlieren — wagte nicht, zu sterben.

Sie stieg wieder auf Gráni und ritt heimwärts, langsam, Schritt für Schritt.

Sie versuchte sich dadurch aufzuheitern, daß sie im Thale umherblickte. Wie viel herrlichere Schönheit schien ihr in jeder einzelnen Krümmung des Flusses zu liegen, und wie drollig war dieses Spiel des Stromwirbels um die Steine, die emporragten, gleichsam als wolle jener sie mit sich fortreißen! Und wenn sie die Bergabhänge hinaufblickte, sah sie etwas Neues an jeder Erhebung, jedem Hügelabhange und jeder Vertiefung, irgend eine neue Schönheit, die sie früher nie bemerkt hatte.

Wie mächtig war der Frühling, Leben und Schönheit hervorzurufen! Auch sie hatte jüngst von einem Frühlinge und Sommer für sich selbst geträumt; aber — wie war ihr Frühlingstraum so kurz gewesen!

Als Frau Anna nach Hause an die Melkhürde kam, war man eben mit dem Melken beschäftigt; und als sie vorüberritt, blickten sich ihre Schafe um und sahen sie wiederkäuend an, und die Melkmädchen grüßten sie mit der größten Ehrfurcht.

Wie viel schöner kamen ihr die Schafe vor als die Melkmädchen in ihren schmutzigen Lumpen, und ein wie viel herz-

licherer Gruß schien ihr das Wiederkäuen der Schafe zu sein als der kriechende Ton der Melkweiber!

War es vielleicht doch nicht die reinste Freude des Lebens, seine Haustiere gut zu behandeln und zu sehen, wie wohl sich dieselben fühlten?

Über einen Punkt konnte man sicher sein: sie logen nicht — es fehlte ihnen die Sprache! — —

Auf Stadhur herrschte viel Lärm und Freude.

Nach der Wahl lud der Propst alle Gemeindemitglieder, die gekommen waren, ein, zum Mittagessen dazubleiben und sich bis zum Abende zu vergnügen.

Da wurde ein Gastmahl auf Stadhur abgehalten. Es war genug von allem dort vorhanden; aber der Platz wurde während der Mahlzeit doch ziemlich eng, obwohl die Räumlichkeiten des Hauses groß waren. Als man nachher noch anfing, Grog zu trinken, empfand man das weniger.

Als es spät Abend geworden war, ging Bjarni allein aus, begab sich hinunter an das Meer, setzte sich dort und begann nachzudenken.

Es schien ihm, als ob ihm die Vorsehung jetzt so viel Gnade erwiesen habe, daß es seine Pflicht sei, zu versuchen, sich selbst zu prüfen.

Es war besonders jene rasende Leidenschaft für Frau Anna, die nie hätte existieren sollen, deren Grund er suchte.

Eigentlich war sie an allem schuld, wie es von einem glaubensarmen oder glaubenslosen Weltkinde zu erwarten stand. Aber er selbst — war er schuldlos? Nein — nein! Zwar hatte jene Lüge von der Handlungsweise des Propstes betreffs der Pfarrerwahl sein ganzes ihm angeborenes und durch das Christentum verschärftes Gerechtigkeitsgefühl erweckt und ihn so geärgert, daß sein ganzes Seelenleben in Aufregung geraten war. Aber — das konnte er nicht leugnen — es hatte auch der Umstand mitgewirkt, daß es ihm vorgekommen war, als würdige man ihn durch alle jene Anstrengungen, ihn in die Stelle zu bringen, von denen man Annas Erzählung nach alle außer ihm

hätte wissen lassen, herab, und daß es ihm geschienen hatte, als ob er wie ein hilfloses Kind behandelt würde; denn dadurch war seine Ehrfurcht vor dem Propste in einen blinden, widersetzlichen Trotz verwandelt worden. Und dann kam die Schönheit Annas hinzu, eine dämonische Schönheit, sinnlich und bezaubernd. Und dazu kam auch der Frühling, der alle Sinne umspann und trunken machte. — Wie gefährlich konnte doch der Frühling für die menschliche Gebrechlichkeit werden! Statt daß man all diese Schönheit gleichwie einen lebendigen Lobgesang auf den Schöpfer in seine Seele auftrank, wie man es sollte, lief man Gefahr, daß der Leib sie in sich trank, um seine sinnlichen Regungen zu verstärken, die von der Sünde verdorben waren und von einem wiedergeborenen Geiste geleitet werden mußten.

Er vergrub sein Gesicht in den Händen, betete heiß und innig und ließ den Demutsgeist des Christentums sich so ganz durchdringen, daß er fühlte, daß er im eigentlichsten Verstande des Wortes nur Staub und Asche sei, ein unnützer Knecht, der sich durch seine verdorbene, von Frühlingsgefühlen und Empörungsgeist gereizte Menschennatur in den Strom der Sünde hatte reißen lassen.

Wie dankbar war er für die Rettung, und wie heiß gelobte er Besserung!

Seine Verlobte suchte ihn und fand ihn endlich da, wie er in seinen Andachtsgedanken saß, und erzählte ihm froh und vergnügt, daß ihr Vater ihnen die ganze Wirtschaft, wie sie stehe und liege, mit zweihundert Melkschafen und zwölf Kühen übergeben wolle.

Wie wonnevoll innig erschien sie ihm, seine Verlobte, voller Liebestreue und Wirtschaftlichkeit! In seinen Augen war sie das vollkommene Musterbild einer Landpfarrersfrau. Wie gut würde es ihr stehen, in der Vorratskammer zu weilen, im Kuhstalle nachzusehen und dann bisweilen die Hühner zu füttern und für ihren Mann den Tisch zu bereiten! Und dann dachte er an all die Milch von zwölf Kühen und überlegte sich, ob er lieber warme Milch am Morgen und neumelkene Milch am Abend

oder neumelkene Milch am Morgen und warme Milch am Abende trinken sollte.

Er umfaßte seine Verlobte, drückte sie mit abgemessener Zärtlichkeit an sich und hütete sich, sie zu küssen. Er wollte in dieser feierlichen Stunde der Selbstprüfung nichts Irdisches seine Seelenfreude stören lassen.

Dann kam der Propst zu ihnen.

„Es ist schade, daß ihr nicht zugegen wart. Der alte Thorgrimur auf Dalur hat eben einen Trinkspruch auf uns drei ausgebracht und sagte, wir seien für dieses Kirchspiel der Glaube, die Hoffnung und die Liebe. Er meinte, ich wäre der Glaube, meine Björg die Liebe und du die Hoffnung, mein lieber Bjarni. Das ist nun vielleicht etwas viel gesagt," sagte der Propst und lächelte dabei, „aber es ist sehr schön gesagt; denn es war so gemeint, aufrichtig gemeint. Aber nun kommt nach Hause."

Und dann brachen sie alle auf. Björg ging in der Mitte und führte ihren Vater auf der einen Seite und auf der andern ihren Verlobten. Und sie gingen alle drei heim, der Glaube, die Hoffnung und die Liebe — im Kirchspiele von Stadhur.

Die Verlobten.

I.

Es war ein kleines Trinkgelage, das eines Abends, spät im September, bei Magnus Bjarnason, einem Tischlermeister in Reykjavik, stattfand.

Veranlaßt war dasselbe dadurch worden, daß ein junger Mann, Sveinn Arnason, der bei Magnus die Tischlerei erlernt hatte, soeben Geselle geworden war.

Es waren nur wenige Leute bei dem Mahle zugegen, und außer zwei Tischlermeistern, die das Gesellenstück beurteilt hatten, eine sehr schöne Mahagonikommode, der sie ihre vollkommene Bewunderung schenkten, keine weiteren Gäste.

Die drei Tischlermeister saßen, dem Fenster gegenüber, in dem großen, alten, ledernen Sofa, lehnten sich zurück, rauchten Cigarren und sprachen, indem sie sich von allem Möglichen unterhielten und miteinander plauderten, ihren Gläsern eifrig zu.

Ihnen gegenüber am Tische saß der kleine Jon, ein Bursche, der erst vor kurzem zu Magnus gekommen war, um das Tischlerhandwerk zu erlernen. Er saß wie eine Braut auf seinem Stuhle und errötete allemal bis über die Ohren, wenn sein Meister ihn anblickte; eigentlich aber verlangte ihn danach, sein Glas, wie die alten Männer, in einem Zuge zu leeren und halb trunken zu werden. Wenn es jedoch dazu kam, wagte er kaum, den Wein mit den Lippen zu berühren; denn er befürchtete, sein Meister möchte glauben, er habe Anlagen, ein Trinker zu werden.

Sveinn saß in der Ecke neben seiner neuen Kommode. Er neigte den Oberkörper etwas vornüber, ließ die eine seiner Hände leicht an der Kommode hingleiten und starrte in die Luft hinein, gleich als ob seine Gedanken weit von dem Grogglase, das vor ihm stand, und den Reden der alten Männer entfernt wären.

Und doch war es interessant, ihnen zuzuhören.

Sie unterhielten sich von den alten Zeiten, jenen Zeiten, wo sie noch jung waren: wie leicht es damals gewesen sei, Geld zu verdienen, und wie schnell und betrübend doch alles dahinschwinde.

Sie waren auch darüber miteinander einig, daß die Leute in der Stadt damals reicher und bei weitem redlicher gewesen wären. Damals seien alle Tischlerarbeiten gleich bezahlt worden, jetzt aber bezahle kein Mensch mehr.

Als der Abend weiter vorrückte, wurde Sveinn auf eine ganz eigentümliche Weise ungeduldig. Er stand ein Mal um das andere auf, um nachzusehen, wie spät es an der großen, vom Alter mitgenommenen Bornholmer Uhr geworden wäre, und als sich die Gäste anschickten, aufzubrechen, war es, als ob ihm ein Felsen von der Brust genommen worden sei.

Es war Nacht geworden, als man sich trennte, und die Leute im Hause begaben sich sogleich in den oberen Stock, um zu Bett zu gehen.

Als aber alles im Hause ruhig geworden war, stand Sveinn auf und schlich in bloßen Strümpfen die Treppe hinunter, zog dann seine Schuhe an und trat aus der Thür, die er leise hinter sich wieder zumachte.

Obgleich Sveinn erst fünfundzwanzig Jahre alt war, sah er doch nicht mehr jung aus, und er war auch kein schöner Mann. Er hatte einen kräftigen, aber schwerfälligen Wuchs. Vor längeren Jahren hatte er auch einen Knieschaden erlitten, der erst spät und schlecht heilte, so daß es ihm schwer fiel, das Knie zu beugen; und deshalb sah es, wenn er ging, so aus, als ob er den rechten Fuß nach sich zöge. Sein Gesicht war ziemlich breit, und die Backenknochen standen weit vor; der Mund war groß, trotzdem aber sein Gesicht eigentlich nicht abstoßend.

Es dauerte nicht lange, so hatten die Gassenjungen in Reykjavik Sveins Körperfehler bemerkt, und ebenso, daß sich derselbe außerordentlich vor Spott fürchte.

Sveinn hatte sein ganzes Leben auf dem Lande verbracht,

außer den Jahren, in denen er das Tischlerhandwerk erlernt hatte, so daß die Gassenjungen, wenn er durch die Hauptstadt ging, an seinem Gang und seiner ganzen Erscheinung vieles auszusetzen hatten.

Sobald sie Svein in der Ferne sahen, fingen sie an zu rufen: „Klumpfuß! Klumpfuß! Armer Klumpfuß! Klumpfüßchen!", und dadurch wurde die Bewegung seiner Füße und sein Gang nur noch schlechter; denn Sveinn wußte recht wohl, wen sie meinten. Er begann dann schneller zu gehen, so daß der lahme Fuß noch mehr in die Augen fiel, und wenn er dann das schallende Gelächter hinter sich hörte, begann er, halb scheu und halb böse um sich zu blicken, aber das auf eine so ergötzlich sonderbare Weise, daß seine Augen schief im Kopfe zu stehen schienen. Dadurch wuchs, wie man sich denken kann, die Freude der Jungen natürlich nur noch mehr, besonders als man wegen seiner Blicke einen neuen Namen für Svein erfunden und ihn den „Mongolen" genannt hatte.

Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, daß Sveinn nur eine sehr zweifelhafte Freude daran fand, auf den Straßen zu promenieren; denn wohin er ging, überall schallte ihm das Gelächter in die Ohren sowie auch wechselweise die Namen „Klumpfuß" und „Mongole". —

Diesmal aber war niemand auf; das Wetter war ziemlich warm, und der Mond schien hell.

Sveinn ging deshalb fröhlich seines Weges, und es fiel ihm nicht ein, sich umzublicken, um zu sehen, ob jemand über ihn lächle.

Als er in die Hlidharhusastraße im westlichen Teile der Stadt gekommen war, klopfte er leise an die Thür eines Häuschens in der Straße. Es wurde sogleich aufgemacht, und aus der Thür streckten sich zwei weiße, jugendliche Hände hervor, die sich um seinen Hals schlangen; und dann hörte man Küsse — einen — zwei — drei.

Dann wurde die Thür zugemacht, und Sveinn und Sigrid Olina gingen lautlos in die Stube und setzten sich auf das Sofa,

das dort stand. Sie zündeten kein Licht an, und das war auch nicht nötig; denn der Mond schien durch das Fenster herein und rief auf der Diele und an der einen Wand große, gelbliche, lichte Flecken hervor.

Sigrid Olina, die sonst immer Sigga Olina genannt wurde, war die Tochter eines Pfarrers und wohnte allein mit ihrer Mutter, einer armen Pfarrerswitwe, die sich, seit sie ihren Mann verloren, schon vor längeren Jahren in Reykjavik niedergelassen hatte. Jetzt aber war die alte Frau schon längst zu Bett gegangen, und Sveinn und Sigga konnten ungestört miteinander plaudern.

Sie hatten auch vieles zu besprechen. Sigga Olina blickte, indem sie ihre Hand liebevoll auf seine Schulter legte, Svein zufrieden und lächelnd ins Gesicht.

Und Sveinn wurde ein ganz andrer Mensch, als er dort bei seiner Sigga Olina saß: seine Schüchternheit war ganz verschwunden, er konnte sogar witzig werden, als er mit der Geliebten scherzte, und es zeigte sich eine so herzliche Freude und Zufriedenheit auf seinem Gesichte, daß es niemand, der ihn so gesehen, hätte einfallen können, zu sagen, die Augen in seinem Kopfe stünden schief, oder ihn „Mongole“ zu nennen.

Sveinn erzählte eben von dem Trinkgelage, das denselben Abend bei Magnus stattgefunden hatte, und er beschrieb das Ganze in so drolligen Ausdrücken, daß Sigga Olina lachen mußte; und dann begann Sveinn auch zu lachen.

Nachher aber wurde ihnen plötzlich bange, daß ihr Lärm die alte Frau aufwecken könne; sie begannen, einander halblaut zu beschwichtigen, und das Ganze endete unter Küssen.

Dann wurden sie wieder ernst und begannen, von der Zukunft zu sprechen.

Sveinn wollte so bald als möglich nach Hause zu seinen Eltern gehen, die ziemlich gut gestellte Bauersleute im Westlande waren, dachte auch daran, im nächsten Frühjahre einen Hof zu pachten und mit seiner Sigga Olina eine Bauernwirtschaft zu begründen.

Aber Sigga Olina wollte es nicht gefallen, von Reykjavik wegzugehen; sie meinte, daß ein guter Tischler nirgendwo im Lande so gute Gelegenheit habe, vorwärts zu kommen, wie in Reykjavik, und sie wies auf verschiedene ältere Tischler in der Stadt hin, die mit nichts begonnen hatten und jetzt recht wohlhabende, sogar reiche Leute geworden waren. Sie sagte auch, sie fürchte sehr, daß sie zur Bauernwirtschaft durchaus nicht tauge.

Sigga Olina wurde beinahe wohlberedt, als sie beschrieb, wie schnell sie Geld erwerben würden, und wie wohl es ihnen gerade in Reykjavik ergehen werde.

Sveinn versuchte im Anfange, ihr zu widersprechen; aber er sah bald ein, daß das nichts nützte. Sigga Olina hatte viele Gründe und unzählige Einwände gegen alle Widersprüche, und man konnte leicht hören, daß sie sich die Sache oft und genau überlegt hatte; es war deutlich, daß es nicht das erste Mal war, daß sie ihre und Sveins Zukunft überdachte.

Sveinn wollte doch wenigstens nach Hause zu seinen Eltern gehen, den Winter über dort bleiben und dann im Frühjahre wiederkommen; aber Sigga Olina wollte davon nichts hören und sagte, das würde ihre Verheiratung nur noch länger hinausschieben; wenn Sveinn sich nun gleich eine Wohnung mietete und auf alle mögliche Weise versuchte, sich Arbeit zu verschaffen, und sparsam lebte, so daß er den Winter über etwas zurücklegen könne, dann könnten sie sich ohne Zweifel im Frühjahr heiraten und ein Heim gründen.

Sveinn fürchtete halb und halb, daß er kaum so viel Arbeit bekommen würde, daß er viel zurücklegen könne, und er äußerte Sigga Olina gegenüber, daß es für die Tischler in der Stadt jetzt keine günstige Zeit sei, reich zu werden.

Aber Sigga Olina ward so betrübt über diesen Einwand, daß Sveinn gänzlich schwieg.

Und dann fiel sie ihm um den Hals, drückte ihren Kopf dicht an seine Wange und lispelte: „Ich glaube, du suchst alles heraus, was irgend verhindern kann, daß du bei mir bleibst.

Sehnst du dich denn so sehr nach Hause nach deinen Eltern? Wird es dir schwerer, ohne sie zu leben, als ohne mich?"

„Nein, nein! Ich liebe sie, aber ich habe, ehe ich daran dachte, nach Hause zu ihnen zu gehen und dir Lebewohl zu sagen, nie gewußt, wie schwer es einem werden kann, zu scheiden."

Sigga Olina lächelte, ruhig, sanft; sah vor sich nieder und errötete dabei ein wenig. Sie wußte, daß er die Wahrheit sagte; das Blut strömte ihr auf eine sonderbare Weise heftiger durch die Adern, und es überkam sie ein wunderbar freudiges Zittern, wenn sie diesen großen, starken Mann anblickte, der sein Herz nie vor einem andern Weibe gebeugt und niemals eine andere als sie geliebt hatte.

Und so wurde es denn schließlich so, wie Sigga Olina es wollte.

Es war abgemacht, daß Sveinn nicht nach Hause zu seinen Eltern ging, sondern sich in Reykjavik als Tischler niederließ, und Sigga Olina übernahm es, nach einer Wohnung für ihn zu suchen, am liebsten in der Hlidharhusastraße, in ihrer Nähe. Sie kamen überein, die Verlobung fürs erste noch geheim zu halten, aber zu Weihnachten oder Neujahr sie zu veröffentlichen.

Sigga Olina sagte, sie möchte ihrer Mutter nicht eher etwas von der Verlobung sagen, als bis die Veröffentlichung unmittelbar bevorstünde; denn sie fürchte, es werde ihr nur Sorgen machen: sie sei so nervenschwach und hinfällig geworden, daß sie gar nichts ertragen könne. Sveinn aber bekam von seiner Braut die Erlaubnis, seinen Eltern von der Verlobung zu schreiben, indem er sie zugleich wissen ließe, daß er in Reykjavik bleiben und nicht nach Hause kommen würde, wie es erst beabsichtigt gewesen sei.

Und dann unterhielten sie sich miteinander, bald im Scherze, bald im Ernste, bis tief in die Nacht hinein.

Als Sveinn nach Hause ging, konnte er an nichts Anderes denken als an Sigga Olina und an die Zukunft. Je besser er alles überlegte, desto mehr schien es ihm, daß sie heute abend recht und er unrecht gehabt hätte: er glaubte deutlich zu erkennen,

daß, wenn er jetzt aufs Land zöge und dort eine Wirtschaft gründete, niemals etwas aus ihm werden würde. Aber in der Hauptstadt und an der Seite von Sigga Olina dünkte ihm alles so fröhlich und herrlich werden zu können, obgleich es ihm im Anfang vielleicht schwer werden möge.

Es war ihm eine Erleichterung, daran zu denken, daß es ihm eine Zeit lang schlecht gehen, er danach aber Sigga Olina das Leben froh und angenehm machen könnte.

Er wünschte, reich zu werden, damit er ihr Ansehen und Ehre schaffen könne, wie sie es verdiene.

Und als er daheim zu Bett gegangen war, konnte er lange Zeit nicht einschlafen, weil ihm die Worte in den Sinn kamen, die sein Vater einmal vor vielen Jahren in angeheitertem Zustande zu seiner Mutter gesagt hatte: „Das Leben zusammen mit einem Weibe ist ein doppeltes.“

Wie wahr und weise kamen ihm die Worte des alten Mannes vor! Er fühlte deutlich, daß Sigga Olina sein Leben zu einem doppelten gemacht hatte, und doch war sie noch nicht sein Weib geworden.

2.

Sigga Olina war eigentlich kein schönes Mädchen, aber sehr einnehmend, immer fröhlich und munter und allezeit in Bewegung.

Sie war schon weit über die Jugendjahre hinaus und war eine Zeit lang bis zu ihrer Konfirmation in Reykjavik erzogen worden. Ihre Freundinnen sagten, sie sei über dreißig Jahre alt, aber selbst pflegte sie, wenn sie nach ihrem Alter gefragt wurde, zu sagen, daß sie reichlich zwanzig Jahre alt wäre; genauer mochte sie das nicht angeben.

Diejenigen, welche etwas davon verstanden, sagten, daß Sigga Olina den jungen Männern wohl gefiele, und ihre Freundinnen sagten, das wäre kein Wunder, denn dieses Mädchen verstünde es, sich angenehm zu machen; und sie hätte es auch nötig, sich zu beeilen, einen Mann zu bekommen; denn sonst müsse sie sich, wenn ihre Mutter sie nicht mehr ernähren

könne, so weit erniedrigen, Dienstmagd zu werden. Unter den Weibern ging auch das Gerücht, sie wäre, bevor sie Svein kennen gelernt hätte, schon zwei- oder dreimal verlobt gewesen, und es sei nicht der Mangel an ihrem guten Willen gewesen, der verhindert hätte, daß der Pfarrer bis zum Aufgebote und zur Trauung gelangt wäre.

Die Bekanntschaft zwischen ihr und Svein war dadurch herbeigeführt worden, daß Sveinn von seinem Herrn zu ihrer Mutter geschickt worden war, um in dem Hause derselben verschiedenes auszubessern; und als die Woche vergangen und die Arbeit fertig war, waren sie so halb und halb verlobt; was daran noch fehlte, wurde im Laufe des Sommers in heimlichen Zusammenkünften vervollständigt.

Die beste Freundin Sigga Olinas war Elin Jofrid, die bei ihrem Vater, einem Bootsreeder, unverheiratet lebte und seit kurzem mit einem hoffnungsvollen jungen Seemann verlobt war.

Sie war die einzige, der Sigga Olina ihr und Sveins Geheimnis anvertraute, aber doch auch nicht eher, als bis alles fest und durch Treugelöbnis gesichert war. Das arme Mädchen hatte zu viele Erfahrungen gemacht, als daß sie ihren Gespielinnen ihr Liebesgeheimnis allzufrüh anvertraut hätte.

Elin Jofrid war eigentlich mit Svein für ihre Freundin nicht zufrieden: Sveinn kam ihr recht langweilig, unansehnlich und, aufrichtig gesagt, geradezu häßlich vor. Und sie verheimlichte diese ihre Meinung auch ihrer Freundin gegenüber nicht, drückte sich aber doch, wie man erwarten konnte, mit sehr milden Worten aus; sie, als verlobtes Mädchen, wußte, was es heiße, lieben; und sie war weit davon entfernt, ihre beste Freundin kränken zu wollen, die vielleicht — wie sie sich ausdrückte, als sie ihrer Mutter die ganze Geschichte erzählte —, wenn man alles genau betrachte, nichts Besseres zu erwarten hatte.

Sigga Olina aber nahm ihrer Freundin diese Meinung über Svein sehr übel auf; sie sagte, Gott wisse, daß sie diese hübschen jungen Männer kennen gelernt habe: es sei einer wie der andere. Leider gäbe es recht viel Untreue in der Welt. Sie ver-

sicherte, daß sie Svein ebenso traue wie sich selbst; er sei zuverlässig und treu, und wenn man alles erwäge, so sei doch mehr an der Treue als an Schönheit gelegen. Sveinn wäre auch ein recht hoffnungsvoller Tischler und würde, wenn man verständig wirtschafte, ohne Zweifel in kurzer Zeit wohlhabend werden. Er sei auch so gutmütig, daß sie ihn ganz nach ihrem Gutdünken behandeln könne, und das sei doch das Wichtigste, wenn die Ehe eine glückliche werden solle. — Man müsse sie stets lenken und leiten, diese Männer.

Sigga Olina war mit ihrem Bräutigam sehr zufrieden.

Sie vertraute ihrer Freundin auch an, daß es ihr, als Sveinn im Sommer in das Haus ihrer Mutter gekommen sei, um einige Tischlerarbeiten vorzunehmen, gewesen wäre, als habe ihr eine Stimme ins Ohr geraunt: „Das wird dein Mann!"

Wie es auch mit andern Dingen sein möge, in Heiratssachen, glaube sie, gebe es ein Schicksal; es wäre auch unmöglich, dem zu widersprechen, daß man in derartigen Dingen selbst nichts bestimmen könne; es sei immer, als ob eine höhere Hand die Zügel ergriffe und diejenigen zusammenführe, denen es bestimmt wäre, zusammenzukommen. Allerdings wisse sie, daß das, was man Schicksal nenne, nur eine göttliche Vorsehung sei, die unter ihre Kinder die Glücksgaben verteile, ganz je nachdem es für sie am besten wäre.

Sigga Olina war ein sehr weiches Mädchen, fromm und gutmütig, und ihre Augen wurden naß, wenn sie ihr Inneres, das eine so schöne Lebensanschauung in sich barg, ihrer Freundin gegenüber eröffnete.

Elin Jofrid war auch ein wohlgesittetes und rechtschaffenes Mädchen, so daß es ganz natürlich war, daß sie beide gute Freundinnen waren.

Diese ihre Freundin besuchte Sigga Olina, um sich mit ihr über eine Wohnung für Svein zu beraten.

Es traf sich so glücklich, daß Elin Jofrid gerade eine freie Wohnung für einen einzelnen Mann, am liebsten einen Tischler, wußte; denn es befand sich eine Werkstatt dabei. Es war in dem-

selben Hause, in dem ihre Tante Vera wohnte. Die alte Vera war mit einem Seemann, Namens Thorvard, verheiratet; beide waren sehr arm und hatten eine große Anzahl Kinder.

So zog denn Sveinn zu Vera und Thorvard ins Haus.

Er schlief in einem kleinen Kämmerchen, das nach dem Gemüsegarten, hinter dem Hause, hinaus lag; vor dem Schlafzimmer befand sich eine nicht zu kleine Werkstatt, die nach der Straße zu gelegen war.

Sveinn war damit wohl zufrieden, besonders deswegen, weil Sigga Olina ihm so nahe war, daß sie sich oft treffen konnten. Überhaupt ging ihm alles nach Wunsch, ausgenommen, daß es ihm schwer wurde, Arbeit, und noch schwerer, sie bezahlt zu bekommen. Als er anfing, allein zu leben, hatte er kein Geld dazu gehabt, sich Vorräte für den Winter zu kaufen, und noch weniger, sich in Kost zu geben; Sigga Olina sagte ihm auch, daß es viel besser für ihn sei, sich trockene Kost anzuschaffen und daheim zu essen, um so viel als möglich sparen und zurücklegen zu können.

Über Sparen und Zurücklegen freilich brauchte er sich den Kopf eigentlich nicht sehr zu zerbrechen; denn es wurde ihm schwer genug, so viel zu verdienen, daß er etwas zu essen hatte, und oft und vielmals ließ er das Essen überhaupt sein, und das aus guten und triftigen Gründen.

Aber wenn er mit seiner Geliebten zusammenkam, dann vergaß er all solches unbedeutende Unglück.

Sigga Olina war froh und guter Dinge, wenn sie ihn traf, und er konnte es nicht über sich bringen, sie dadurch zu betrüben, daß er ihr die Wahrheit sagte.

Sie fragte ihn bisweilen, wie viel er zurücklege; er aber sagte ihr, es sei nur wenig. Dann wurde sie still und gleichsam gedankenvoll, so daß er, so gut er konnte, es versuchte, das Gespräch von solchen Dingen abzulenken.

Sie sprachen auch sehr wenig von der gegenwärtigen Zeit, desto öfter aber von der Zukunft.

Sigga Olina war unermüdlich darin, zu beschreiben, wie

zufrieden sie und wie fröhlich das Leben werden würde, wenn sie verheiratet wären und sich ein Heim gegründet hätten.

„Und wenn wir reich geworden sind, dann wollen wir ruhig leben und unsern Reichtum genießen,“ sagte sie lachend.

„Ja, — wenn wir reich geworden sind!“ sagte Sveinn und sprach die Worte so langsam aus, daß Sigga Olina darin einen unangenehmen Zweifel zu bemerken glaubte.

„Warum können wir nicht reich werden wie andere? Sind nicht die alten Tischler hier in der Stadt alle reich? Können wir es nicht auch wie sie machen: viel arbeiten, lange sparen und endlich reich werden?“

„Ja, damals, wo es wenige Tischler gab und alle Leute wohlhabend waren, war es leichter, auch wohlhabend zu werden, als jetzt, wo es so schrecklich viele Tischler giebt, und wo es mit den Vermögensverhältnissen immer rückwärts geht.“

„Ja, wenn wir fest daran glauben, daß wir immer arm bleiben, dann kommen wir im Leben nicht vorwärts in der Welt,“ sagte Sigga Olina, und ihre Stimme wurde beinahe barsch.

Und dann war es aus mit Svein: er stimmte allem bei, was Sigga Olina sagte, glaubte daran und verließ sich darauf, daß die Verhältnisse besser werden würden; daß sie sich im Frühjahre heiraten könnten und ohne Zweifel mit der Zeit reich werden würden; und daß es unmöglich wäre, daß die Vorsehung sie auf eine so wunderbare Weise zusammengeführt hätte, wenn ihnen nicht ein großes Glück bevorstünde.

Und Sveinn wurde wieder froh, und es ward ihm, gleichwie Sigga Olina, leicht zu Mute. —

Aber wenn er bisweilen am Abende allein daheim saß, in dem kalten Zimmer — denn er hatte nichts in den Ofen zu legen —, und wenn er den Tag über wenig zu essen bekommen hatte und fürs erste nur geringe Hoffnung auf Arbeit vorhanden war, dann zogen gar viele und gar finstere Schatten über jene Zukunft hin, die Sigga Olina ihm in so geschickter Weise leicht und glänzend vorzumalen wußte.

Wenn die Sachen so standen, dann war es ihm immer eine große Erleichterung, wenn der alte Thorvard zu ihm hereinkam.

Und Thorvard kam oft zu ihm.

Thorvard liebte einen guten Schluck und kam, wenn es irgend möglich war, niemals nüchtern nach Hause; aber weil Bera nicht gewohnt war, ihn, wenn er ihr zu betrunken vorkam, gut zu empfangen, so nahm er oft seine Zuflucht dazu, zu Svein hineinzugehen, dort eine gute Weile zu sitzen und sich mit diesem zu unterhalten, bis er endlich glaubte, daß er imstande sei, vor seine Bera zu treten.

Und wenn dann Bera, wenn er hereinkam, glaubte, er sei angeheitert, und anfing, ihn — wie sie das nannte — „ins Gebet zu nehmen", oder, mit andern Worten, ihm seine Trunksucht, Faulheit, Unmännlichkeit und alle Fehler und Laster, wie sie auch heißen mögen, vorzuwerfen, und das mit lauter Stimme und mit der Miene eines Richters, dann konnte Thorvard immer mit gutem Gewissen schwören und beteuern, er habe drin bei Svein gesessen und keinen Tropfen zu kosten bekommen.

Aber wenn Thorvard mit Svein sprach, dann lobte er sein Weib, falls er überhaupt an sie dachte, stets, nannte sie bei jedem Worte „seine Bera" und bisweilen sogar „seine liebe Bera", das heißt, wenn er betrunken war.

Das, was Svein an den Reden des alten Thorvard am besten gefiel, war, daß er immer davon sprach, wie man in der Welt vorwärts kommen solle; und der alte Thorvard war ein erfahrener und auch ein verständiger Mann, so daß Sveinn es für wert hielt, auf seine Worte zu achten.

Es war namentlich eines Abends, daß sie lange über dieses Thema sprachen.

Thorvard war diesen Tag auf See gewesen und hatte einen ziemlich guten Fischfang gemacht, war dann, mit einigen Fischen auf dem Rücken, nach Hause zu seiner Bera gekommen, traurig und müde dreinblickend, und hatte ihr gesagt, mit der Fischerei sei es schlecht gegangen, jedoch hinzugefügt, daß niemand mehr bekäme, als der liebe Gott eben gäbe. Heimlich aber brachte der

alte Thorvard den größten Teil von seinem Fischzuge zu einem Fischhändler und verschaffte sich dafür einen guten Schluck.

In der Dämmerung kam er dann angeheitert und mit einem Fläschchen in der Tasche zu Svein und saß dort bis in die Nacht hinein.

Sveinn war niedergeschlagen; denn Sigga Olina hatte einige Tage lang nicht zu ihm kommen können, und er hatte keine Arbeit.

„Warum bist du so niedergeschlagen, mein guter Sveinn? Es ist kein Grund vorhanden, jetzt niedergeschlagen zu sein, wo Gott dem Menschen aus dem Meere Nahrung genug fürs Haus giebt. Wenn man alles genau betrachtet, so ist das Leben doch etwas Lustiges, ja, es ist etwas Lustiges!" sagte der alte Thorvard, schniefte und rieb sich die Hände, wie es seine Gewohnheit war, und wiegte sich mit einem vor Freude und Fröhlichkeit strahlenden Antlitze vor Svein auf den Füßen.

„Ich bin eigentlich nicht niedergeschlagen," sagte Sveinn; „aber ich erhalte doch, wie zu erwarten steht, keine Nahrung aus dem Meere, da ich nicht auf den Fischfang gehe, und ebenso keine Arbeit; es wird mir so schrecklich schwer, Arbeit zu bekommen."

„Schwer, Arbeit zu bekommen? Das ist ja nicht der Rede wert; es geht nun einmal in der lieben Welt so aufwärts und abwärts. Wenn ein Mann jung ist, wie du, dann ist es leicht, mit der Welt zu spielen, und nicht schwer, vorwärts zu kommen."

„Aber wenn einem alles und alle entgegen sind?"

„Das ist des Menschen eigene Schuld, wenn ihm alle entgegen sind. Eine Lebensregel habe ich mir mein ganzes Leben angewöhnt, und die ist: nachzugeben; es ist von hohem Werte, nachgeben zu können, allen nachgeben zu können, die irgend Macht und Vermögen haben. Die Demut ist eine gute Gabe Gottes für diejenigen, die in der Welt niedrig gestellt sind wie wir, Sveinn. Hast du auf die Hunde aufgepaßt? Die können nachgeben."

„Ja, aber ich bin doch kein Hund."

„Nein; aber man kann von den guten Tieren vieles lernen.

Darf ich dir Eins sagen? Obwohl alle Menschen dem Namen nach Menschen sind, scheint es mir doch immer, als ob sie in verschiedene Tierklassen eingeteilt wären. Einige sind Löwen — aber das sind sehr wenige —, einige sind Pferde, einige Katzen und einige Stiere. Die meisten aber, bei weitem die meisten, sind Hunde, und in die Klasse gehören auch wir beide, Sveinn. Darunter gehören nämlich alle diejenigen, die andern auf irgend eine Weise folgen müssen, um sie herumschwänzeln und sie lecken, damit sie etwas in den Magen bekommen und nicht geschlagen werden, wenn irgend einmal etwas schief geht. Hast du nun gut auf die Hunde aufgepaßt?"

„Ich habe viele Hunde beobachtet."

„Ich meine die guten Hunde. Die bissigen Hunde lasse ich außer acht; ihnen wird das Fell zerschlagen, weil sie dumm sind. Aber was die guten Hunde anbetrifft, so ist es eine Freude, die guten Hunde in ihrem Benehmen zu beobachten. Sie schwänzeln um alle herum, lecken die Leute oben und unten, bellen vor Vergnügen, wedeln mit dem Schwanze und blicken einen dann mit so aufrichtig treuer Miene an. Gott hat es manchem Menschen gegeben, das von Natur zu können. Aber diejenigen, die das nicht verstehen, müssen es lernen. Es ist keine Schande, von den Tieren zu lernen: sie beschämen viele Menschen. Wenn wir auf die Hunde aufpassen, sehen wir, daß sie von vielen auch manchen Bissen und manchen Löffel voll bekommen; und wenn sie sich auch einmal ein Stückchen Fleisch oder Fisch auf die Seite schaffen, so wird das doch fast immer den Katzen oder Menschen in die Schuhe geschoben."

„Ja, aber die Demut allein kann einen nicht ernähren."

„Nein, aber sie ist der Grundstein; sodann muß man denken, muß Rat wissen. Ich weiß von mir selbst, wie weh die verwünschte Armut thut. Am meisten aber schmerzt es mich, wenn meine Vera glaubt, ich schaffe ihr zu wenig fürs Haus. Mir ist es manchmal schwer geworden, meine Familie zu ernähren, ein Weib und fünf Kinder. Aber es ist immer auf irgend eine Weise Rat geworden. Gott hilft denen, die sich selbst helfen. Ach ja,

das thut er, der gute, liebe Gott!"; und dabei nahm der alte Thorvard einen Schluck aus seinem Fläschchen, reichte es Svein, schloß in Wohlbehagen einigemal seine Augen und schniefte, gerührt und zufrieden mit sich selbst und seinem Fläschchen.

„Aber wenn man sich selbst helfen soll, dann muß es doch irgend welche Wege geben," sagte Sveinn, nachdem er einen Erquickungsschluck aus der Flasche gethan hatte.

„Wege? Giebt es nicht stets Wege genug? — Man muß sie nur zu finden wissen."

„Ja, aber wird es einem nicht bisweilen schwer, sie zu finden?"

„Aber wozu hat denn Gott dem Menschen die Vernunft gegeben, wenn er sie nicht brauchen will?"

„Aber wenn man alles versucht und an alles gedacht hat, was nur möglich ist, um sich durchs Leben zu schlagen und auf rechtliche Weise vorwärts zu kommen, was soll man dann thun?"

„Denken, noch mehr denken, Auswege finden."

„Noch mehr denken? Auswege finden? — Gott will doch nicht, daß man die Vernunft dazu benutzt, unrechte Wege zu finden."

„Hm . . ., n . . . ein; . . . aber Gott duldet nun so manches, was er nicht erlaubt. Ich halte mich an meinen lieben Katechismus."

„Jawohl, — aber er erlaubt es doch nicht."

„Was von dem, was wir hier in der Welt thun, ist wohl erlaubt? Ich weiß es nicht besser, als daß unser ganzes Leben unerlaubt wäre, wenn er streng mit uns ins Gericht gehen wollte, der gute himmlische Vater."

„Aber das Eine ist doch weniger erlaubt als das Andere."

„Ja, so sagen wir; aber wir sagen auch, daß vor ihm ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag sind. Wird es nicht ähnlich mit den Sünden sein? Daß unser ganzes Leben vor ihm eine Sünde und eine Sünde unser ganzes Leben sei? — ‚Aber er hat uns durch seinen einigen Sohn erlöst, und um seiner Gerechtigkeit willen werden viele Ungerechte selig', sagt Meister Jon."

„Aber es ist nicht genug, daß man glaubt; es giebt irdische Gesetze, die, wenn es schlimm geht, uns und diejenigen, die wir lieben, ins Unglück stürzen können.“

„Ja, die Gesetze, die Gesetze!“ sagte der alte Thorvard lächelnd und rieb sich eifrig die Hände. „Die sind nun nicht so gefährlich; es ist die Vernunft, auf die es ankommt. Wenn jemand mit den Gesetzen in Konflikt gerät, dann kommt es daher, daß er seine Sache nicht gehörig bedacht hat, bevor er sie in Angriff genommen. Der Seehund würde nicht ins Netz gehen, wenn er es kennte, und der Dorsch auch nicht. Die Gesetze sind die Menschennetze, und die Menschen wissen von den Gesetzen; die Dorsche und Seehunde aber kennen die Dorsch- und Seehundsnetze nicht. Mit den Gesetzen geraten auch sehr selten andere in Konflikt als Dummköpfe oder einfältig redliche, arme Teufel.“ —

Thorvard war längst zu seiner Vera hineingegangen, hatte, stumm wie ein Stein und demütig wie die guten Hunde, ein Hagelwetter von argen Scheltworten über sich ergehen lassen, war eingeschlafen und hatte angefangen, zu schnarchen; Sveinn aber lag noch völlig wach in seinem Bette und dachte fortwährend, dachte an die Worte Thorvards und an seine Ratschläge, wie man vorwärts kommen und das Glück erreichen sollte, und — an Sigga Olina.

3.

Die Zustände in Reykjavik waren im Herbste sehr schlechte. Der Fischfang war ein geringer; bei einigen brachte er gar nichts ein, und die Handwerksleute gingen haufenweise ohne Arbeit umher.

Es war daher kein Wunder, daß das Geschäft Sveins schlecht ging; er kannte auch so gut wie niemand in der Stadt; aber ein einzelner Tischler wie er bekam doch am ehesten noch etwas bei Freunden oder deren Bekannten zu thun.

Sveinn war gänzlich auf sich selbst angewiesen, und je weiter es auf den Winter zuging, desto schlimmer wurde seine Lage. Im Anfange geschah es an einzelnen Tagen, daß er nichts zu essen hatte; aber dieser Tage wurden nun immer mehr.

Er sah schließlich, daß der einzige Ausweg der sei, nach Hause zu seinen Eltern zu gehen; und er faßte den festen Entschluß, Sigga Olina dies, wenn sie das nächste Mal zu ihm käme, rein heraus zu sagen.

Und als dann Sigga Olina kam, froh und munter, wie es ihre Gewohnheit war, sich neben ihn setzte und ihn lächelnd fragte, wie es ihm ginge, da konnte er kaum ein Wort hervorbringen.

„Es geht mir nicht gut mit der Arbeit," sagte er endlich; „ich gedenke, nach Hause zu meinen Eltern zu gehen, den Winter über dort zu bleiben und dann im Frühjahr wiederzukommen."

Sigga Olina sagte kein Wort, sondern blickte ihn ganz erstaunt an.

Dann hielt sie sich beide Hände vors Gesicht und fing an zu weinen.

Sveinn befand sich gleichsam zwischen Leben und Tod; er versuchte es auf alle mögliche Weise, sie zu trösten, sagte ihr, daß es bis zum Frühjahr ja nur wenige Monate wären, und die würden schnell vergehen; zudem bekäme er auch keine Arbeit hier, so daß er nichts zurücklegen könne.

„O nein, — o nein, — ich weiß es wohl: du willst mich für immer verlassen, — so seid ihr alle. — Und ich, ich glaubte, du wärest so treu und gut!" — Und dabei strömten ihr die Thränen noch heftiger über die Wangen herab, indem sie daran dachte, wie schlecht die Welt und wie bös die Menschen seien, und indem sie sich selbst bemitleidete, die sie so unschuldig und einfältig war wie eine Taube.

Sveinn war aufgestanden; er ging im Zimmer auf und ab, unruhig und unentschlossen.

Sigga Olina versuchte, ihren Thränen Einhalt zu thun, begann, sich das Gesicht zu trocknen, und starrte dann durch das Fenster hinaus, voller Gedanken über ihr Schicksal.

„Und gerade jetzt fängt man überall an, davon zu sprechen, daß ich dich besuche, und daß wir verlobt sind. Wenn du nun jetzt fortgehst, dann sagen alle, du hättest mich betrogen."

„Aber wenn ich im Frühjahr wiederkomme, dann sehen doch alle, daß es nicht so ist. Wir können ja unsere Verlobung auch jetzt veröffentlichen, ehe ich fortgehe."

„Das wird viel nützen, die Verlobung veröffentlichen und dann gleich fortgehen! Das sind schöne Aussichten, mit einem Manne verlobt zu sein, der fortgeht, weil er nicht vorwärts kommen kann!"

„Das, was die Leute sagen, muß einem gleichgiltig sein."

„Nein, das ist mir durchaus nicht gleichgiltig und kann nicht gleichgiltig sein. Glaubst du, es wäre angenehm für mich, wenn die Leute, wohin ich auch käme, über mich lachten? Und das werden sie thun; du kannst dich darauf verlassen, daß ich überall zum Gelächter werde!" — und dann begann sie wieder zu weinen.

„Nun gut, — dann gebe ich es auf, fortzugehen."

„Ich kenne die Leute hier in der Stadt; es wird gesagt, mich betrügen alle."

„Alle?"

„Ja, obgleich du nur ein einzelner bist, lügen die Leute so, daß alles zehnmal so viel wird."

„Das ist unmöglich!"

„Das ist unmöglich? — Du denkst nur an dich, kümmerst dich aber nicht um mich. Dir ist es ganz gleichgiltig, ob mich alle verachten und verspotten."

„Gute Sigga, sprich nicht so! Ich kann das nicht hören. Hörst du nicht, daß ich dir sage, ich habe die Reise aufgegeben? Wir wollen künftighin gar nicht wieder davon sprechen. Wir wollen uns lieber beraten, was ich thun soll, und wie ich versuchen soll, vorwärts zu kommen."

„Du mußt nur versuchen, dir Arbeit zu verschaffen. Das ist doch nicht viel, was ich von dir verlange. Du mußt zu den Kaufleuten gehen, zu den Beamten, zu allen, die dir einfallen, und ihnen Arbeit anbieten. Es ist doch unmöglich, daß du gar keine Arbeit bekommen kannst, wenn du dich ordentlich darum kümmerst. Es ist deine eigene und die Schuld deiner geringen Energie, wenn du nicht vorwärts kommst."

„Ja, ja, — ich will alles thun, was du sagst."

Dann schwiegen sie beide eine Weile.

Sigga Olina hatte aufgehört, zu weinen; aber ihre Lippen zitterten noch von dem Schluchzen, und sie blickte gar traurig zu ihren Füßen nieder.

Sveinn hatte sich gesetzt, wiegte sich hin und her, blutrot bis über die Ohren, und wußte nicht, was er thun sollte, um Sigga Olina zu beruhigen. Er bereute, daß ihm jemals diese Dummheit in den Sinn gekommen war, Sigga Olina verlassen und nach Hause zu seinen Eltern gehen zu wollen, und er konnte die Worte Sigga Olinas nicht vergessen, daß er sich nur um sich selbst und nicht um sie kümmere. Er fühlte, wie wahr das sei. Er war erstaunt darüber, wie hartherzig und selbstsüchtig er hatte sein können. Und das alles mußte sie erfahren, die er doch in Wahrheit mit Freuden auf den Armen durch das ganze Leben tragen wollte.

Sigga Olina stand auf und schickte sich an, zu gehen.

Sveinn stand auch auf und trat an Sigga Olina heran.

„Ich will es gleich mit Eifer angreifen, mir Arbeit zu verschaffen."

„Das ist recht," sagte Sigga Olina und blickte nieder.

Sveinn trat ihr näher.

„Kannst du mir alles dies vergeben?"

„Ich weiß es nicht."

„Wenn ich nun verspreche, daß ich niemals, niemals wieder daran denken will, von dir fortzugehen —"

„Ich will versuchen, es zu vergessen." —

Und dann ging Sigga Olina.

Sie küßte ihn beim Abschiede nicht, wie sie sonst pflegte. —

Gleich nachdem sie gegangen war, schickte sich Sveinn an, zu gehen, um sich Arbeit zu verschaffen.

Es war ihm angst vor dem Gange; er hatte so gut wie niemals mit den besser gestellten Leuten in der Stadt gesprochen und kannte sie bloß von Ansehen; und nun sollte er in seiner Not zu ihnen gehen. Aber in Wahrheit war er doch voll guter

Hoffnung, daß sich seine Lage verbessern werde. Das war Sigga Olinas Rat, und er wußte, daß ihm all sein Glück und Heil von ihr käme.

Erst ging er zu einem Kaufmann; aber er hatte sein Anliegen kaum mit Mühe hervorgebracht, als der Kaufmann sagte, daß er ihm keine Arbeit geben könne; die Zeiten wären jetzt keine guten, alle Kunden betrögen die Kaufleute und hintergingen sie auf jegliche Weise, daß es geradezu Gottes Barmherzigkeit wäre, wenn nicht alle Kaufleute an den Bettelstab kämen.

Sveinn entfernte sich nach diesem Resultate schnell; aber als er hinauskam, stand eine Schar Gassenjungen vor der Ladenthür, und kaum hatte er ihnen den Rücken gewendet, als es schallte:

„Der Klumpfuß geht spazieren! Armer Klumpfuß! Klumpfüßchen!" —

Sveinn kümmerte sich nicht darum, sondern ging seines Weges, — und die Schar mit Rufen und Schreien hinter ihm drein.

Er ging von Haus zu Haus, ging überall durch die Hinterthür hinein und fragte die Dienstmädchen nach den Herrschaften; und wenn sie beim Hineingehen die Stubenthür halb offen stehen ließen, hörte er immer, wie sie sagten, der „Klumpfuß" wäre da.

Und überall ging es mit seinem Geschäfte auf dieselbe Weise: niemand hatte Arbeit für Svein.

Und wenn er herauskam, empfing ihn allemal jene Schar auf dieselbe Weise. —

Er war in einem großen Teile der Stadt gewesen, und seine Hoffnungen schwanden nach und nach; aber er setzte doch seinen Gang fort.

Da fiel ihm Sigurd Bjarnason ein. Sigurd Bjarnason war ein älterer Beamter in der Stadt, hatte einen guten Gehalt und war außerdem auch ein reicher Mann; denn er hatte mit seiner Frau zugleich großen Reichtum bekommen.

Sigurd Bjarnason kannte jeder Mensch in der Stadt, und alle hatten ihn gern, besonders arme und unglückliche Leute.

Er stand allgemein in dem Rufe, daß er kein Unglück mit ansehen könne.

Sveinn hatte zwar von keinen großen Wohlthaten gehört, die er gethan hätte; aber daraus konnte man nichts folgern, denn er wußte zu wenig von allen solchen Dingen. Das wußte er aber, daß alle diejenigen, denen es schlecht ging, bei Sigurd Bjarnason Zuflucht und Hilfe finden zu können glaubten. Sveinn glaubte auch, daß man ihn nur zu sehen brauche, um sich davon zu überzeugen, daß er ein guter Mensch sei. Er war leutselig und herablassend gegen jedermann, grüßte die armen Leute, wenn er ihnen begegnete, indem er sie beim Namen nannte, fragte nach dem Fischfange, und wie es ihren Weibern ginge, und ob die Kinder gesund seien; und er war allemal tief gerührt, wenn es irgendwo schlecht stand. Je länger Sveinn Sigurds Miene in seinen Gedanken betrachtete, desto überzeugter wurde er, daß sein ganzes Gesicht Zeugnis von ausnehmender Milde und Menschenliebe ablege.

Svein schien es, als ob es die Vorsehung wäre, die ihm den Gedanken eingegeben hatte, diesen Mann aufzusuchen; denn er werde und könne ihm helfen. Es war auch allgemein von ihm bekannt, daß sehr viele von den Vornehmen in der Stadt nach seinem Rate handelten; und wenn er auch vielleicht selbst keinen Tischler brauchte, so hielt es Sveinn doch für selbstverständlich, daß er ihm bei irgend jemand anders Arbeit verschaffen könne.

Sveinn wurde bei diesem Gedanken so heiter, daß er die Schar der Gassenjungen hinter sich ganz vergaß.

Und als er bei Sigurd Bjarnason in die Küche kam, schien ihm sogar das Dienstmädchen die Leutseligkeit des Hausherrn an sich zu tragen: sie grüßte ihn höflich und bat ihn, so freundlich zu sein, zu warten, während sie hinein zu ihrem Herrn ginge. Zwar glaubte er zu hören, daß sie zu lachen begann, sobald sie zur Thür hineingetreten war, und sagte, der „Klumpfuß“ wolle mit dem Herrn sprechen; und er meinte auch zu hören, daß man antwortete: „Was? Der Mongole?“ Aber — das war selbstverständlich verhört und ein Hirngespinst, natürlich daraus ent=

sprungen, daß er diese Worte heute so gewohnt geworden war; denn als das Dienstmädchen wiederkam, lächelte sie gar nicht. Und Sigurd kam selbst unmittelbar hinter ihr her, wie gewöhnlich leutselig und freundlich, grüßte Svein, indem er ihn beim Namen nannte, drückte ihm die Hand, sagte, er solle mit ihm in seine Schreibstube kommen, und bat ihn dort, sich zu setzen.

Er selbst setzte sich auf das Sofa, lehnte sich zurück, blickte Svein außerordentlich freundlich an und begann dann, gemächlich in seinen Zähnen zu stochern; denn er hatte soeben Mittag gegessen.

„Was giebt es Neues, mein guter Sveinn?"

„Ich bin gekommen, eine große Bitte zu thun, obwohl ich mich schäme, Sie zu belästigen, da ich Sie doch gar nicht kenne."

„Leider kann ich Euch jedenfalls nicht helfen, mein guter Sveinn," sagte Sigurd und steckte den Zahnstocher in die Tasche. „Seid so gut und reicht mir das Cigarrettenkästchen dort auf meinem Schreibtische, — so, danke schön, — leider — leider," und dann verfertigte er sich sehr gemächlich und höchst behutsam eine Cigarrette, zündete sie an, schloß die Augen und blies den Rauch einige Male durch die Nase; „leider — leider —"

„Ich wollte Sie nun nicht bitten, mir Geld zu borgen. Ich wollte Sie bitten, mir Arbeit zu geben oder mir welche zu verschaffen."

„Ja, das ist nun ebenso schwer. Das ist doch eine schreckliche Arbeitslosigkeit hier in der Stadt. Ja, sie ist doch sehr traurig, diese Arbeitslosigkeit; das trifft manchen recht hart," und Sigurd Bjarnasons Miene wurde so ernstlich traurig, als er von der Arbeitslosigkeit sprach, daß Sveinn gleich sah, daß man nicht zu viel davon sprach, wie gutherzig er wäre. Es fiel ihm ein, daß es bei weitem das Richtigste und Rätlichste für ihn sei, Sigurd die Wahrheit zu sagen, wie es mit ihm stünde.

„Ich habe nun zwar im Westlande Eltern am Leben und könnte zu ihnen gehen."

„So, Ihr habt auf dem Lande Eltern am Leben? Guter Mann, geht zu ihnen, geht so bald als möglich zu ihnen; es ist

wahrlich kein Spaß, hier in der Stadt zu leben, hier unter all diesen verwünschten schlechten Verhältnissen."

„Aber — ich bin — ich bin — mit einem Mädchen hier in der Stadt verlobt, so daß ich es versuchen muß, hier etwas vorwärts zu kommen."

„Verlobt? — Seid Ihr verlobt? — So schnell verlobt? — Das ist eine schöne Geschichte. Ja, freilich. Sich verloben und sich verheiraten — verheiraten: dazu sehen sich alle imstande. Ihr wollt also die Schar der außergemeindlichen Einwohner auch noch vermehren, die hier so viel unterstützungsbedürftige Kinder zeugen, daß man die Gemeindelasten kaum mehr ertragen kann. Ihr sagt ‚Nein'? — Jawohl, Ihr sagt alle ‚Nein'! — Aber wie, zum Teufel!, konnte Euch eine solche Dummheit in den Kopf kommen, Euch zu verloben?"

„Ich weiß es nicht — ich konnte nicht anders; — ich hatte das Mädchen so lieb!" sagte Sveinn halb schüchtern.

„Lieb haben — lieb haben —; aber Ihr und Euresgleichen dürft die Mädchen nicht lieb haben; Ihr wißt, daß es eine Sünde gegen Euch selbst ist und ein himmelschreiendes Verbrechen gegen die Gemeinde hier, die Euch wie eine gute Mutter behandelt, Euch erlaubt, in Ruhe hier zu leben, alle Annehmlichkeiten der Hauptstadt zu genießen und Euch Arbeit zu suchen, so daß Ihr das ganze Jahr hindurch spielend leben könnt. Aber daran denkt Ihr nicht. Sie denken überhaupt nicht viel, diese Kerle. — Und was sagt Ihr zu den Kindern, die von solchen Eltern gezeugt werden, den lieben, unschuldigen Kindern, die geboren werden und dann gleich der Gemeinde zur Last fallen, alles wegen der Unvernünftigkeit der Eltern?" —

In diesem Augenblicke kamen gerade Sigurds Kinder herein, zwei Mädchen und ein Knabe, alle noch ziemlich jung, das eine, wie man vermuten konnte, ein Jahr jünger als das andere, sehr schöne und wohlgesittete Kinder.

Sigurds Miene wurde auf einmal wieder freundlich und mild, als die Kinder hereinkamen; er ließ das ältere Mädchen sich neben sich auf das Sofa setzen, nahm das jüngere auf seine

Kniee und streichelte dann zärtlich mit der rechten Hand den blonden Kopf seines Knaben.

„Ja, man nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich, wenn man sich verheiratet und Kinder zeugt," begann er nach kurzem Schweigen wieder.

„Ja, das ist allerdings wahr; aber alle Leute sagen, Weib und Kinder seien, wenn sonst alles wohl stehe, die größte Gabe Gottes. Das Glück wollen alle genießen, obgleich einige vergessen, daß sie nicht die Mittel dazu haben. Die menschliche Natur ist bei den meisten sich selbst gleich."

„Aber an dergleichen Dinge sollt Ihr nicht denken, dürft Ihr nicht denken. Ihr müßt bloß arbeiten, arbeiten, wie ein Sklave arbeiten und fleißig sein; dann dürft Ihr Euch verheiraten, wenn Ihr die Mittel dazu habt; — wenn Ihr sie überhaupt jemals dazu bekommt," setzte Sigurd nach kurzem Schweigen hinzu.

„Aber dann hat mir möglicherweise ein anderer das Mädchen weggeholt."

„Was in aller Welt schadet das? — Den Schaden kann man schnell wieder gut machen, glaube ich. Es giebt, zum Teufel!, Mädchen genug, wenn auch die eine für einen verloren ist."

„Keine, die ich so lieb habe."

„Lieb haben — lieb haben —; kommt Ihr wieder damit? Aber wie endet denn dieses ‚Liebhaben'? Ja, das kennen wir: mit Kinderzeugen, stets mit Kinderzeugen, und dann natürlich mit Gemeindelasten. Lieb haben — lieb haben! Das könnt Ihr einer wie der andere wiederkäuen. Wer sagt Euch, daß Ihr ein Mädchen lieb haben sollt? Ihr müßt daran denken, auf welcher Stufe Ihr im Leben steht. Aber ich kenne das: — es ist, als ob Ihr und Euresgleichen stets mit Gottes Ratschlüssen unzufrieden wäret. Ihr verlangt von der Vorsehung stets, daß es Euch gut gehe, besser, als es Euch gehen soll. Aber es soll Euch nicht gut gehen. Es nützt nichts, Gott vorzugreifen. Gebt alle derartigen Träume auf. Wenn Ihr einmal so reich werdet, daß Ihr Euch verheiraten könnt, dann müßt Ihr nur daran denken,

ein Mädchen zu bekommen, das mit Euch arbeiten kann und Euch Kinder gebären — aber nicht zu viele —, und dann eine, die Euch Euer Essen bereiten kann. Und damit Punktum und Basta! Alles Andere ist Thorheit, beim Teufel!, reine Thorheit."

Sveinn stand plötzlich auf; sein Gesicht war bleich geworden, und seine Lippen zitterten, als er sagte:

„Wie wäre es Ihnen gewesen, wenn Ihnen jemand Ihre Braut weggenommen hätte, als Sie mit ihr verlobt waren, die jetzt Ihre Frau ist?"

„Seid Ihr vom Verstande? Mann, seid Ihr verrückt? Wer spricht von mir und meinem Weibe? Glaubt Ihr, daß ich das jemand hätte thun lassen? — Nein; aber ich spreche von Euch und Eurer — Dirne, die sich nun selbstverständlich in anderen Umständen befindet; — ja, sie kommen alle in andere Umstände, diese Bräute aus dem armen Stande, alle ohne Ausnahme; und dann gebiert sie natürlich bald Zwillinge, — ja! nicht weniger — sie bekommen alle Zwillinge, diese Dirnen, um sie der Gemeinde zur Last fallen zu lassen, — alle ohne Ausnahme Zwillinge —"

Mehr hörte Sveinn nicht; er stürzte hinaus. — Als er draußen war und sich der Zorn in ihm ein wenig gelegt hatte, bekam er einen so heftigen Schwindelanfall und eine solche Schwäche in die Füße, daß er taumelte wie ein Betrunkener. Er hatte keinen Bissen gegessen, weder diesen noch den vorhergehenden Tag.

Und als er hinaus auf die Straße trat, hatten sich die Gassenjungen an den beiden Seiten der Straße in Reihen aufgestellt, um aufzupassen, daß Sveinn nicht davonschliche, weil es finster zu werden begann; und dann donnerte das Gelächter und das Geschrei los: „Klumpfüßchen! Armer Klumpfuß!" — Als sie aber sahen, wie schwach er auf den Füßen stand, wurde das Geschrei noch einmal so heftig. „Nun schaut, Klumpfuß ist betrunken! Hurra! Schaut den Mongolen in Spiritus! Hurra!"—

Aber Sveinn kümmerte sich nicht um solche Kleinigkeiten; er blickte nicht nach den Jungen, sah gerade vor sich hin, und

es war, als ob sich seine Füße bei jedem Schritte ineinander verwickelten.

Und so gelangte er schließlich heim.

Draußen vor dem Hause aber donnerte es vielstimmig, nachdem er schon längst hineingegangen war:

„Mongole in Spiritus, bravo, bravissimo!"

„Spiritus im Mongolen, hurra, hurra, hurra!"

4.

Sveinn setzte sich auf sein Bett; er war völlig ratlos.

Er begann an die Worte des alten Thorvard an jenem Abende zu denken, daß die Menschen eigentlich allerlei Tiere seien, und daß sie, er und Thorvard, unter die Hunde gerechnet werden müßten, die anderen folgen müßten, um sie herumschwänzeln und sie lecken, damit es ihnen gut ginge.

Das hatte er nun erfahren: er hatte den ganzen Tag dazu benutzt, um um andere Leute herumzuschwänzeln, und war doch nicht vorwärts gekommen. Er begann daran zu denken, warum ihm nur alles so mißlungen sei. Kam es nicht daher, daß er es nicht verstand, ein Hund zu sein? Ja, der Grund konnte kein anderer sein. Warum mußte er denn unter die Klasse der Hunde gehören, wenn er das nicht verstand? Warum konnte er sich nicht dadurch helfen, daß er nur Mensch war? Es schien ihm, daß ihm eine schreckliche, himmelschreiende Ungerechtigkeit widerfahren sei; aber er konnte unmöglich erkennen, wer sie ihm angethan hatte. Hatte Gott ihn zu einem Hunde und die Menschen ihn zu einem Menschen gemacht? Oder hatte Gott ihn zu einem Menschen und die Menschen ihn zu einem Hunde gemacht? Und warum konnte er weder als Mensch noch als Hund vorwärts kommen? —

Er versuchte aufzuhören, zu denken; er bekam argen Kopfschmerz davon.

Auf einmal fiel ihm Sigga Olina ein. Was sollte er ihr sagen, wenn sie ihn nun besuchte und fragte, wie es ihm mit seinem Geschäfte ergangen sei?

Er sprang auf.

Er wagte es nicht, daheim zu bleiben; denn Sigga Olina konnte jede Stunde kommen.

Dann ging er aus und hinunter in die Stadt. Er traf niemand auf den Straßen.

Es war dunkel geworden, und in allen Läden hatte man Licht angezündet.

Das Wetter war still, der Frost war mit dem Abende sehr stark geworden, und die meisten zogen es vor, in der Stube zu bleiben. Als es ihn draußen sehr zu frieren begann, ging er in einen Laden und hielt sich dort eine kleine Weile auf.

Es war viel Kundschaft da; die Kaufleute waren eifrig damit beschäftigt, allerlei Waren abzumessen und abzuwägen; Sveinn stand in einer Ecke und blickte auf all die reiche Fülle von Waren, die die Leute kauften und wegtrugen, Kaffee und Zucker, Getreide und Mehl, Brot und Branntwein; und als er die Leute ansah, kamen ihm alle so froh und zufrieden vor.

Warum durfte er nicht froh und zufrieden sein wie sie? Warum mußte es ihm allein schlecht gehen, da es doch allen anderen gut ging?

Es überkam ihn eine heftige Bitterkeit gegen alles und alle.

Was hatte er gethan? —

Er konnte es nicht ertragen, alle diese frohen Menschen anzusehen. Er stürzte hinaus.

Aber die Kälte draußen war so bitter, daß er in einen anderen Laden ging.

Dort sah er dasselbe.

Es waren haufenweise Leute da, sich Lebensmittel zu kaufen, und alle waren so fröhlich, so außerordentlich fröhlich.

Und dann trat ein Bauer zu dem Kaufmann und bat ihn, ihm seinen Fleischbeutel, den er ihm zeigte, aufzuheben. Der Kaufmann sagte, er solle zu dem Handelsbedienten hinaus in die Niederlage gehen und ihn bitten, den Beutel dort aufzubewahren; und dann ging der Bauer mit dem Fleischbeutel hinaus.

Sveinn konnte dies alles nicht länger mit ansehen. Er ging.

Er sah, wie der Bauer mit dem Fleischbeutel in die Niederlage ging; er betrachtete die Seite des Hauses und bemerkte, daß bei irgend einem Sturm ein Fenster herausgerissen und die Öffnung auswendig mit Brettern zugemacht worden war.

Es wurde ihm so kalt draußen, daß er nach Hause ging. —

Er legte sich auf sein Bett, und er kam sich so entkräftet vor, daß er am liebsten immer — immer so liegen zu bleiben und sich nicht mehr rühren zu brauchen wünschte.

Aber dann begann er Hunger zu empfinden, schmerzenden, unerträglichen Hunger, von dem Gehen und der Kälte draußen.

Er versuchte, das Hungergefühl zu unterdrücken, indem er sich mühte, zu denken. Aber er konnte nichts denken. Die Gedanken wichen ihm, wenn er sie fassen wollte, auf irgend eine Weise aus, schwanden weit, weit weg und wogten durcheinander wie Nebelmassen in der Ferne.

Sein ganzes Blut befand sich in einer schrecklichen Unruhe, gleich als ob starker Frost und glühende Hitze in jeder Ader miteinander kämpften.

Er schloß die Augen und blieb eine Weile so liegen, und es war ihm, als ob sich ein Bild aus dem Nebel seiner Gedanken hervorhebe, langsam, erst etwas undeutlich, dann immer deutlicher und deutlicher: Sigga Olina, froh und lächelnd, den Mund ein wenig geöffnet, so daß die weißen Zähne hinter den roten Lippen hervorleuchteten, die Augen von einer Fülle himmlisch froher Liebesseligkeit glänzend; und dann nahte sie — aber dieses Lachen — klar und wonnevoll — und er hörte den Klang in seinen Ohren wie einen wonnigen Gesang — — und dann verschwand alles. — Und die Nebelmassen wogten hin und her und verschwanden auf einmal vor einem neuen Bilde — der Niederlage des Kaufmanns unten in der Stadt, in vollem Lichte, gleichwie um die Mittagszeit; vor die Öffnung waren Bretter geschlagen, und drinnen an der Wand lehnte der Fleischbeutel — der große Fleischbeutel — —.

Er fuhr auf einmal auf, — schweißtriefend; — es klopfte.

„Das ist Sigga Olina," dachte er; und er fühlte, daß er auf seinem Bette zitterte. —

Der alte Thorvard öffnete die Thür und hielt ein Licht in seiner Hand:

„Hier ist ein Brief an dich, mein lieber Sveinn."

Thorvard sah Svein einen Augenblick an.

„Bist du krank, mein lieber Sveinn? Was fehlt dir?"

„Nichts!"

„Man darf sich nicht überwältigen lassen, wenn einem die Sachen einmal schief gehen; nein, man muß versuchen, sich zu helfen. Gott hilft denen, die sich selbst helfen. Es ist unsere eigene Schuld, wenn uns etwas fehlt. Gott hat Auswege genug geschaffen."

Und dann legte der alte Thorvard den Brief auf den Tisch und ging; Svein aber kam es vor, als habe er ihn sonderbar lächelnd angesehen, als er die Thür hinter sich schloß.

Sveinn erhob sich von seinem Bette.

„Es ist unsere eigene Schuld, wenn uns etwas fehlt," wiederholte er nach den Worten des alten Thorvard.

Er ging hinaus und hinunter in die Stadt. Es war Mitternacht vorbei und kein lebendes Wesen auf der Straße zu sehen.

Sveinn kam sich ganz sonderbar vor; er fühlte sich sehr schwach, aber trotzdem herrschte in ihm irgend eine tolle Feurigkeit und stürmische Unruhe.

Er murmelte auf dem Wege bei sich selbst: „Du taugst nicht dazu, ein Hund zu sein; kannst du denn nicht eine Katze werden und versuchen, dir eine Ratte zu holen? — Man muß die Klasse wechseln und aus einem Hunde zu einer Katze werden. — Das muß doch erlaubt sein. — Ob das nicht jene Geistesfreiheit ist, von der man jetzt spricht?"

Und dann lachte er über diesen seinen Witz, und das Lachen klang in der stillen Nacht und in dem Froste so sonderbar und kalt in seinen Ohren.

Der Mond war von Wolken eingehüllt und lugte bisweilen hervor, so daß es hell wurde; aber bisweilen zogen Wolken darüber hin, so daß es ganz finster ward.

Sveinn ging schnurstracks nach der Niederlage. Er ergriff die Bretter, die vor das Fenster geschlagen waren, und riß sie weg, eins nach dem andern. Dann kroch er durch die Öffnung hinein, fühlte sich in der Finsternis hin und stieß auf den Fleischbeutel. Er nahm ihn in den Arm und kroch mit ihm wieder durch das Fenster hinaus.

Eben als er hinauskroch, kam der Mond hinter den Wolken hervor und warf ein helles Licht auf die Niederlage und auf Svein mit dem Fleischbeutel im Arme.

Es überfiel ihn eine schreckliche Angst; es war ihm, als ob etwas um die Straßenecke verschwände; er blieb auf der Stelle stehen, ohne den geringsten Laut von sich zu geben.

Er hörte nichts als den Schlag seines eigenen Herzens; er hatte selbstverständlich falsch gesehen.

Dann lief er mit dem Fleischbeutel davon.

Er fuhr zusammen, wenn er etwas zu hören glaubte, blieb stehen, lauschte, hörte nichts und eilte wieder vorwärts, nach Hause.

Als er heimkam, brannte er ein kleines Talglicht an, nahm ein großes Messer, das er hatte, und schnitt den Fleischbeutel mitten durch.

Dann nahm er die eine Hälfte des Beutels und fing an, zu essen, zitternd vor Aufregung und Schwäche. Er schnitt große Fleischstücke aus dem Beutel und verschlang sie. Er war vollständig rasend. Es war, als ob ihm eine übernatürliche Kraft in jede einzelne Lebensfaser käme, und alle diese Kräfte hätten nur einen Willen und nur einen Gedanken: essen, immer mehr essen. —

Und als er dann aufhörte, lehnte er sich erschöpft zurück.

Dann ließ er seine Augen durch das Zimmer gleiten, und sie fielen auf einen Brief, der auf dem Tische lag, dicht neben dem kleinen Lichte.

Das war der Brief, den der alte Thorvard zu ihm gebracht und den er ganz vergessen hatte.

Er ergriff ihn, halb ohne Verstand, und erbrach ihn.

„Hol, am Allerheiligentage 1887.

Mein lieber Sohn!

Gott gebe, daß Dich diese Zeilen froh und gesund erreichen mögen! Uns, Deinen Eltern, und den andern hier auf dem Hofe geht es, Gott sei Dank!, ziemlich gut. Die Verhältnisse bei uns sind aber in dieser schlimmen Zeit doch ziemlich schlecht, wie auch bei den meisten anderen. Es hat uns große Freude gemacht, zu hören, daß Dir Gott ein gutes und rechtschaffenes Mädchen gegeben hat. Möge er Dir das zum Glück und zum Segen gereichen lassen, der gute, liebe Gott! Das Einzige, was uns betrübte, war, daß Du nicht nach Hause zu uns kamst. Aber Du bist nun vielleicht so in das Leben der Hauptstadt eingewöhnt, mein lieber Junge, daß es Dir nicht mehr auf dem Lande gefällt. Dein Vater hatte Dir schon ein Zimmer in dem Mittelgebäude hergerichtet, damit der Gegensatz nicht zu groß für Dich würde. Ich unterließ es, Dir etwas davon zu schreiben, weil ich gern sehen wollte, wie froh Du würdest, wenn Du nach Hause kämst und das sähest. Aber es sollte nun einmal nicht so werden. Gott lenkt, aber die Menschen denken. Du darfst das aber nicht so auffassen, als ob ich Dich auszanken wollte, daß Du nicht nach Hause gekommen bist. Nein, ich bin zufrieden, wenn ich weiß, daß es Dir gut geht. Mir scheint es so natürlich zu sein, daß Du in Reykjavik bleiben willst. Ihr seid alle so, Ihr vornehmen Leute. Und dann ist nun das gute Mädchen, das Dich festhält. Ich dachte daran, Dir ein wenig geräuchertes und etwas gesalzenes Fleisch zu schicken; aber Dein Vater lachte mich so aus, daß ich es sein ließ. Er sagte, Du würdest Dir jedenfalls nicht viel aus solchen Dingen machen, da Du genug von jenen ausländischen Leckerbissen haben würdest, die man dort in Reykjavik ißt. Aber wenn Jon auf den Fischfang nach dem Süden geht, will ich Dir doch einige Paar Strümpfe schicken. Ich habe solche Angst, daß Du immer an den Füßen frierst, Du armer Junge, in diesem verwünschten ausländischen Schuhzeug. Und dann will ich es, weil es mir Freude macht, wagen, Deinem guten Mädchen einige Ellen wollenes Zeug zu schicken; ich werde dafür sorgen, daß

es gut und dauerhaft gearbeitet wird. Nun will ich aufhören; küsse Deine Braut von mir und sage ihr, daß ich sie lieb habe, obgleich ich sie noch niemals gesehen. Ich weiß, daß wir uns im Jenseits sehen werden, wenn wir vielleicht auch hier auf der Erde niemals zusammenkommen sollten.

Deine Dich liebende Mutter

Gudbjörg Sveinstochter.

P. S. Dein Vater bittet, Dich herzlich zu grüßen, und betet zu Gott, daß er Dich stärken möge."

Sveinn begann den Brief ganz ohne Gedanken zu lesen, folgte den einzelnen Zeilen und las die Worte, ohne auf etwas acht zu geben; als er aber ein Stück gelesen hatte, kam er auf einmal wieder zu sich selbst. Er begann mit dem Briefe von vorn, las ihn genau bis ans Ende, begann dann noch einmal und las ihn aufs neue.

Und dann faltete er ihn mit zitternden Händen zusammen, vergrub sich in sein Bett und sagte: „Mutter, Mutter, ich bin ein Dieb geworden, — ein Dieb!" — — —

Der alte Thorvard erwachte zeitig am Morgen darauf, weil er zur See gehen wollte.

Als er eben im Begriffe war, sich anzukleiden, hörte er unten bei Svein sprechen und etwas poltern. Er ging nach der Treppe und blickte hinunter. Es waren die beiden Polizeibedienten da und sprachen mit Svein. Er hörte, wie sie sagten, sie seien von dem Schulzen geschickt worden, ihn zu holen; und dann hörte er etwas von einem Fleischbeutel sagen.

Als sich Thorvard völlig angekleidet hatte, ging er hinunter. Die Polizeibedienten und Sveinn waren fort.

Er ging in Sveins Zimmer und sah sich um. Schließlich fiel sein Auge auf zwei Fleischbeutelhälften hinter dem Bett, und von der einen war ein tüchtiges Stück gegessen worden. Er nahm Sveins Messer, schnitt damit ein großes Stück von der Hälfte ab, die noch nicht angeschnitten war, und trug dann das Stück zu seiner Vera.

Sie nahm es und dankte ihm dafür; ihn danach zu fragen,

wo er das und jenes her hätte, was er nach Hause brachte, war nicht ihre Gewohnheit.

Dann nahm er seine Wasserhosen und wollte eben fort. Aber in demselben Augenblicke kamen die beiden Polizeibedienten wieder.

„Wir sind gekommen, um hier eine Haussuchung vorzunehmen,“ sagte der eine Polizeidiener.

„Haussuchung? Gott sei uns gnädig! Haussuchung bei mir?“

„Nein, mein lieber Thorvard!“ sagte der andere Polizeidiener und klopfte ihm auf die Schulter. „Nein, es fällt gar niemandem ein, bei dir eine Haussuchung vorzunehmen. Wir nehmen keine Haussuchung bei ehrlichen Leuten vor. Aber bei diesem Svein wollen wir nachsehen. Er hat heute nacht aus der Niederlage des Kaufmanns Harald Bjarnason einen Fleischbeutel gestohlen; aber glücklicherweise wurde er gesehen. Er ist zweifelsohne ein durchtriebener Fuchs und ein geübter Dieb. Es ist augenscheinlich nicht das erste Mal, daß er gestohlen hat. Wir faßten den Kerl heute morgen im Bette ab, und nun wollen wir nachsehen, ob noch etwas von dem Fleischbeutel übrig ist, oder ob sich nicht noch mehr gestohlene Gegenstände bei diesem Kerl vorfinden.“

„Was? Sveinn ein durchtriebener Dieb? — Wer hätte das geglaubt! — Ja, wem kann man nun noch trauen? Gott helfe mir und uns allen! Verdammt sind die, welche in die Finsternis kommen!“ Und der alte Thorvard schniefte einigemal, und seine Augen wurden naß, als er an das Unglück dachte, in das sich Sveinn gestürzt hatte.

Die Polizeibedienten begaben sich in Sveins Zimmer; Thorvard aber ging dem Meere zu.

Unterwegs begegnete er einigen Beamten und Kaufleuten auf ihrem Morgenspaziergange; und Thorvard nahm vor allen seine Mütze ab, zog sie bis hinab aufs Knie, neigte sich tief und demütig und sagte:

„Gott gebe Ihnen einen guten Tag, mein Herr!“

Und einige grüßten Thorvard wieder, einige begnügten sich damit, den Rand ihres Hutes zu berühren, alle aber sahen diesen höflichen, ehrlichen und arbeitsamen Mann mit milden Blicken an, der, die Wasserhosen auf dem Arme, nach dem Meere ging, um Nahrung für Weib und Kinder zu schaffen.

Und als Thorvard an sein Boot unten auf dem Strande, unterhalb der Stadt, kam, war sein Gehilfe schon da. Sie waren nur zwei für das Boot. Der Gehilfe rief ihm zu:

„Ich habe keine Schnur mit, das Netz einzuholen."

Thorvard blickte die Straße hinauf. Es war niemand zu sehen.

Dann ging er nach dem Laden des Kaufmanns Olaf Sigurdsson, schnitt dessen Flaggenschnur ab, zog sie heraus, wickelte sie zusammen, schritt dann hinab nach seinem Boote und reichte sie schweigend seinem Gehilfen.

Dann setzten sie das Boot aus.

„Ich fürchte, daß ich heute durstig werde," sagte der Gehilfe. —

Es waren viele Boote am Strande und einige ohne Bemannung; denn die Seeleute waren droben auf der Sandbank und zogen ihre Seekleider an.

Thorvard ging schweigend nach einem von den unbemannten Booten, nahm dort ein Getränkfäßchen weg und trug es hinüber in sein Boot.

Dann setzten sie sich in das Boot und stießen ab.

Und kaum waren sie vom Lande weg, als der alte Thorvard seine Mütze abnahm; und der Gehilfe machte es ebenso.

Dann sprach Thorvard das Gebet der Seeleute laut und deutlich, und sein Gehilfe bewegte schweigend die Lippen.

— — „Gebiete dem Grunde des Meeres — (Den Mast in die Höhe!) —, seinen reichen Schoß zu öffnen — (Das Segel los!) —, um uns unsere Notdurft zu geben. — (Rudere noch etwas!) — — Amen!"

Dann bekreuzigte sich Thorvard, und der Gehilfe that das Gleiche; und Thorvard setzte seine Mütze wieder auf und sein Gehilfe ebenso.

Dann segelten sie hinaus nach der Fangstelle.

5.

Elin Jofrid war zu Sigga Olina auf Besuch gekommen.

Die beiden Jugendgenossinnen befanden sich in dem kleinen Zimmer Sigga Olinas im oberen Stocke. Sigga Olina lag auf ihrem Bette, und Elin Jofrid saß vor ihr.

Die arme Sigga Olina konnte sich nicht fassen; ihre Augen waren rot vom Weinen, und jedesmal, wenn sie zu sprechen versuchte, wachten ihre Sorgen von neuem auf, und die Thränen strömten ihr die Wangen hinunter, brennend heiß und schmerzlich; man sah keine Spur von Grübchen um ihren Mund: sie waren verschwunden, und alle Fröhlichkeit war aus ihrem Gesichte gleichsam wie weggewischt.

Elin Jofrid versuchte auf alle mögliche Weise, ihre Freundin zu trösten; aber es half nichts.

„Nein, nein, es nützt nichts, mich zu trösten. Gott hat mich verlassen; ich habe keine Hoffnung mehr; ich muß im Frühjahr Dienstmädchen werden und muß das bleiben bis zu meinem Tode." Und dann strömten ihre Thränen so heftig, daß sie sie mit dem Schnupftuche in ihrer kleinen weißen Hand nicht schnell genug trocknen konnte.

„Daß Sveinn das thun konnte, hätte ich niemals geglaubt."

„Nenne ihn nicht; thue es um meinetwillen; nenne seinen Namen nicht. Ich, ich habe geglaubt, er wäre lauter Treue, und nahm ihn gerade deswegen. Und nun ist er so gewissenlos, mir diese Schande anzuthun und mich in all dieses Unglück zu stürzen."

„Ja; aber versuche es nun, dich zu beruhigen, meine liebe Sigga, damit wir ruhig miteinander sprechen können."

„Wovon sollen wir sprechen? Es ist aus mit mir. Ich werde nun Dienstmädchen, so lange ich lebe."

„Nein, nein, das soll nie geschehen; mir ist ein Ausweg eingefallen, der alles wieder gut machen kann, wenn man nur recht zu Werke geht." —

Sigga Olina versuchte, ihren Schmerz zu bezähmen, und Elin Jofrid setzte ihr auseinander, daß, da sie und Sveinn nicht

öffentlich verlobt gewesen seien, niemand sicher behaupten könne, daß es so gewesen sei. Dieses Gerücht in der Stadt müsse von Svein ausgegangen sein, und er könne ebensogut lügen als stehlen. Es wäre auch von keiner Bedeutung weiter für ihn, wenn man sage, das habe er alles erlogen; ihm könne es gleich sein, was man über ihn sage; denn er komme ohne Zweifel ins Zuchthaus. Es sei auch keine Sünde, ihm Lügen vorzuwerfen; denn einer, der es über sich bringen könne, zu stehlen, der sei auch ohne Zweifel ein Lügner. Deshalb wäre es möglich, alles wieder gut zu machen; man brauche nur dafür zu sorgen, daß viele genug zu wissen bekämen, daß diese ihre Verlobung mit Svein geradezu eine erlogene Geschichte sei, wie mehrere solche Gerüchte, die in der Stadt umgingen und deren Verfasser kein anderer als Sveinn selbst wäre. Er hätte sich immer eifrig um sie beworben, aber sie habe ihn nie leiden können, sowohl weil er häßlich und langweilig wäre, als auch deswegen, weil es ihr immer geahnt habe, was für ein schlechter Mensch er sei.

Sigga Olina sah ihre Freundin schweigend an, während sie sprach, und als sie geendet hatte, blickte sie eine kleine Weile ganz erstaunt auf sie. Dann schlang sie ihre beiden Hände um ihren Hals und küßte sie heiß und lange.

Dann sah Sigga Olina eine Weile nieder und sagte ganz leise: „Aber wer — wer verbreitet dies schnell und gut genug — gut genug?“

„Das will ich versuchen, meine gute Sigga; und ich will meinen Olaf und meinen Bruder Brynjolf bewegen, mir zu helfen.“

„Gott weiß, wann oder wie ich dir dies alles wieder vergelten kann!“ sagte Sigga Olina.

Und als sich die beiden Freundinnen voneinander verabschiedeten, sagte Elin Jofrid: „Habe nun keine Angst, meine gute Sigga, und vergiß nicht, immer zu leugnen, daß du jemals mit dem verwünschten Lümmel etwas zu thun gehabt hast. Nächsten Sonntag ist Tanz, und da gehen wir beide hin; bis dahin soll alles in Ordnung sein.“

„Nein, glaubst du das wirklich? Und ich, ich habe der Vor=

sehung vorgeworfen, sie hätte mich verlassen! Nein, sie verläßt mich nicht, die gute Vorsehung, so lange ich dich habe."

Und dann trennten sie sich.

Elin Jofrid aber legte bis zum Sonntage die Hände nicht in den Schoß.

Sie war immer auf den Beinen, morgens, abends und mittags. Und wo man sie sah, sprach sie immer mit ihren Freundinnen — denn sie hatte sehr viele Freundinnen —, und überall war das Thema dasselbe: er, Sveinn, der Dieb und Lügner, der sich den Anschein gegeben hatte, er sei mit Sigga Olina verlobt, während daran doch kein wahres Wörtchen sei. Er habe sich zwar wie ein Wahnsinniger um sie beworben und dreimal weinend und schluchzend um sie angehalten, aber Sigrid Olina hätte ihm ohne weiteres die Thür gewiesen und nein gesagt.

Olaf, der Bräutigam Elin Jofrids, erzählte seinen Kameraden dieselbe Geschichte auf der See, und ihr Bruder Brynjolf berichtete sie in der Werkstatt, wo er das Schmiedehandwerk lernte.

Und in kurzer Zeit war von dem Tischler Sveinn, der den Fleischbeutel gestohlen hatte, etwas Neues bekannt geworden, ein neues Verbrechen, das nicht besser war als der Diebstahl, obgleich das Strafgesetz dagegen nichts thun könnte. Er, der Dieb, hatte überall verbreitet, er sei mit einem guten und ehrbaren Mädchen aus besserer Familie verlobt, und würde, wenn die Lüge nicht zu rechter Zeit bekannt geworden wäre, sie auf diese Weise mit sich in die Schande gezogen haben.

Und diese Geschichte verbreitete sich gar schnell.

Es wurden viele Morgen nacheinander große Versammlungen an den Brunnen der Stadt abgehalten. Die alten Weiber, die Wasser holten, waren wütend über die Schlechtigkeit der Menschen und sagten, so wären die Männer; etwas Anderes wäre ja von ihnen gar nicht zu erwarten. Die alten Männer, die Wasser holten, getrauten sich nichts zu sagen; denn die Geschichte war schlimm, und beide Teile brachten sie in ebenso vielen Ausgaben, als sie selbst waren, mit dem Wasser in die Häuser, übergaben den Dienstmädchen die Eimer, den Hausfrauen selbst

aber erzählten sie die Geschichte. Bei den „Warmen Quellen“ hielten die Dienstmädchen der Stadt jeden Tag zur Vorbereitung auf die Debatten und Beschlüsse in ihren Stadtbezirken Versammlungen ab. Alte Damen beeilten sich, einander zu besuchen, Kaffee zu trinken und die Neuigkeiten auszukramen, begegneten sich dann auf halbem Wege, vergaßen, einander zu grüßen, und konnten kein anderes Wort hervorbringen als: „Hast du es schon gehört?“ — Die alte Frau Steinunn war etwas kränklich, stand aber doch auf, um in einige Häuser zu gehen und ihre allerbesten Freundinnen die Neuigkeit hören zu lassen. Als sie aber hinauskam, war es, als ob der Wille die halbe Last trüge; denn sie schoß dahin wie eine rollende Kugel, die alte Frau, glühend rot und leichtfüßig, stürmte bei den „allerbesten“ Freundinnen zur Thür hinein, nahm sich kaum zu etwas Anderem die Zeit, als sich einen Augenblick auf einen Stuhl zu setzen, und dann konnte sie ihre Zunge nicht länger zügeln, — der Wortschwall stürzte wie ein Strom aus ihr hervor. Und kaum hatte sie die Geschichte erzählt — auf — fort, und — zur nächsten. Als sie aber am Abende nach Hause kam, war sie bei weitem gesünder als am Morgen, da sie fortging.

Die Erbitterung gegen Svein war groß und allgemein, besonders bei den Weibern, vor allen Dingen bei den Dienstmädchen und den andern Weibern, die man in eine niedrigere Klasse rechnet und die Sigga Olina zu sich zählten; denn die Armut und verschiedene andere Umstände hatten das Pfarrerblut in ihren Adern in den Augen der Leute so verdünnt, daß man sie auf keine höhere Stufe stellte. — Solche Weiber machen ebensoviel Anspruch auf Achtung für ihre Sittsamkeit wie die anderen, was auch gar nicht zu verwundern ist; denn ein unbescholtener Ruf ist ein kostbarer Schatz, besonders da, wo man weiter nichts zu verlieren hat, und wo das Verlangen, vorwärts zu kommen und sich zu verheiraten, heiß und brennend ist. — Sie glaubten, wie es ganz natürlich war, daß dies ebensogut ihnen selbst hätte widerfahren können, und es schien ihnen klar zu sein, daß Sigga Olina gleichsam eine Kreuzesträgerin sei, eine Märtyrerin, die für die Weiber diese

Pein und anderes Übel und Schande tragen müsse, welche die Männer den unschuldigen und schutzlosen Weibern anzuthun pflegten.

Elin Jofrid ließ merken, daß Sigga Olina nächsten Sonntag zum Tanze kommen würde, um sich von ihrem Unglücke etwas zu erholen; und es war bei den Weibern allgemein ausgemacht, möglichst zahlreich dort zu erscheinen und Sigga Olina mit Wort und That zu beweisen, daß ihre Genossinnen an ihrem Unglück vollen Anteil nähmen und der Ansicht wären, daß sie in den Augen aller ehrbaren Weiber durch jene Verleumdung gestiegen und nicht gefallen sei.

Und am Sonnabend abend kam Elin Jofrid zu Sigga Olina, um ihr zu sagen, daß sie viel Vergnügen davon haben würde, wenn sie mit zum Tanze ginge. Unter Lächeln sagte sie ihr zugleich auch, daß ein junger Mann ganz außer sich sei, weil er nicht wisse, ob sie käme oder nicht. Elin Jofrid verriet aber nicht, wer es wäre.

Aber Sigga Olina drang so lange und heftig in sie, bis Elin Jofrid sagte, es sei ihr Bruder Brynjolf.

Sigga Olina kannte Brynjolf recht gut: er erlernte das Schmiedehandwerk in der Stadt und war eigentlich kein unschöner Mann, aber dem Trunke sehr ergeben. Er war einmal über das andere verlobt gewesen, aber die Sache war allemal wegen seiner Trunksucht wieder auseinander gegangen. Sigga Olina konnte sich wohl darauf besinnen, daß sie Brynjolf oft und vielemale hätte bekommen können. Da aber hatte seine Trunksucht sie zurückgehalten, und eine undeutliche Hoffnung auf etwas Besseres hatte sie auch von dieser Verlobung absehen lassen. Aber nun hatte sich auf ihrer Seite manches und vieles geändert; sie erkannte das und wußte es wohl, und als sie einige Sekunden darüber nachgedacht hatte, neigte sie schüchtern das Haupt und ließ ein leises, mildes und kindliches Lächeln um ihren Mund spielen.

„Mir gegenüber brauchst du nicht so schüchtern zu sein; ich weiß, daß ihr euch einander immer gut gefallen habt, und es ist auch recht, wenn ihr jetzt einander nehmt, da das Schicksal euch verhindert hat, dies früher zu thun. Du mußt übrigens verlobt

sein, ehe Sveinn aus dem Gefängnisse kommt, und mein armer Bruder Brynjolf muß sich so schnell als möglich verloben oder verheiraten; denn er braucht ein gutes Mädchen, um vom Trinken abgehalten zu werden. Ich bin auch davon überzeugt, daß du ihn dazu bewegen kannst, das Trinken ganz aufzugeben; er ist so gutmütig und läßt sich so leicht leiten, wenn man es im Guten versucht."

Damit war dieses Thema abgethan. —

Am Sonntag abend kamen Olaf und Elin Jofrid, Sigga Olina zum Tanze abzuholen.

Kaum waren die Freundinnen zur Thür des Tanzsaales hineingetreten, als alle, Männer und Weiber, ihre Blicke auf Sigga Olina richteten.

Sie war schwarz gekleidet, trug eine schwarze Schürze und eine schwarze Schleife. Sie saß neben Elin Jofrid und antwortete auf das, was jene zu ihr sagte; im übrigen aber benahm sie sich ganz wie eine Braut und saß mäuschenstill.

Diejenigen, welche sie am besten kannten, sagten, sie könnten sie gar nicht mehr als dasselbe Mädchen wiedererkennen; sie sagten, sie habe eine betrübte, sorgenvolle Miene angenommen, und einige steckten ihre Köpfe zusammen und meinten, aus ihrem Gesichte und ihrem ganzen Aussehen sei zu erkennen, daß sie ein unverschuldetes Unglück zu ertragen habe; aber es wäre auch leicht zu sehen, daß sie, die Arme, versuche, es mit Ruhe und Ergebung in Gottes Willen zu tragen.

Und dann begann der Tanz.

Sigga Olina kam nicht zur Ruhe: es war, als ob alle Männer nur mit ihr tanzen wollten, und doch wünschte sie, daß Brynjolf, Elin Jofrids Bruder, mehr als andere mit ihr tanzte. Und wenn eine Pause zwischen den Tänzen eintrat, dann scharten sich die Weiber um sie zusammen: alle wollten mit ihr sprechen, und alle waren so herzlich freundlich und gut gegen sie, beinahe mütterlich liebevoll, gleich als ob sie ein gutes Kind trösten wollten, das zu Schaden gekommen wäre.

Und Sigga Olina ließ sich trösten. Der sorgenvolle Ausdruck in ihrem Gesichte begann, nach und nach einer milden Freude,

„himmlischer Freude", wie sich einige von den Weibern ausdrückten, Platz zu machen.

Es ruhte auch ein ungewöhnlicher, festlicher Glanz über der Freude der meisten Weiber, was auch nicht zu verwundern war; denn die besten und verständigsten von ihnen wußten recht gut, daß sie heute abend zum Teil die Stelle der Vorsehung vertraten, waren beschäftigt, die Milde und Gerechtigkeit auf der Erde auszuüben, indem sie ihre Genossin, die die Verleumdung zu Falle gebracht hatte, wieder aufrichteten und wieder in ihre ehrbare und makellose Zahl aufnahmen; und sie erkannten wohl, daß diese That sie selbst dem großen Zwecke der Menschenliebe und — dem Himmel näher gebracht hatte.

Und hinter all diesem regte sich in der innersten Tiefe des Herzens der unverheirateten Weiber ein Gedanke — derselbe Gedanke bei allen —: ein mit Freude gemischtes Mitleiden mit Sigga Olina; denn ihre Lebensgeschichte sei nun sozusagen zu Ende, da sie von jetzt ab nie mehr eine gefährliche Rivalin in Heiratsangelegenheiten sein werde. —

Das Einzige, was Sigga Olina auf dem Tanze nicht gefiel, war, daß Brynjolf kaum einmal zu ihr kommen und so gut wie gar nicht mit ihr sprechen konnte; und als der Tanz sich dem Ende zuneigte, sah sie, daß er sich neben den Wirt gesetzt hatte, unmittelbar an der Thür in der Schenkstube drinnen, den Tanzenden den Rücken zugewendet, und angefangen, tüchtig zu trinken.

Nach einem Tanze setzte sie sich dicht neben die Thür der Schenkstube, um zu horchen, wovon er mit dem Wirte spräche.

Es waren die Weiber, von denen gesprochen wurde. Brynjolf sagte, an allem Unglücke und allem Übel in der Welt seien die Weiber schuld, ihre Treulosigkeit; und er versicherte, Gott allein kenne all die schweren Sorgen, die sein Herz um der Weiber willen hätte ertragen müssen. Er hätte früher nie einen Tropfen über seine Lippen gebracht; erst seit er von ihnen in der Liebe betrogen worden wäre, habe er damit angefangen; und nichts Anderes als dies trüge die Schuld daran, daß er niemals Wein trinken könne, ohne so viel zu genießen, daß er betrunken

würde, völlig betrunken, sagte er und schlug dabei auf den Tisch. „Gott hat mir ein so weiches Herz gegeben!“ setzte er beinahe schluchzend hinzu. Und je mehr er sich bejammerte und auf die Weiber schalt, desto mehr trank er, und desto weicher wurde er.

Sigga Olina hörte jedes Wort, und es ergriff sie herzliches Mitleid mit Brynjolfs Liebeskummer; sie konnte sich so gut vorstellen, was diese Seele zu tragen hatte, die so viele geliebt und so oft betrogen worden war. Eine wie schöne und hohe Lebensaufgabe schien es ihr zu sein, dieses Herz zu trösten! Sie meinte auch, es wäre niemand geschickter dazu als sie selbst, gerade deswegen, weil sie solche Seelenzustände so gut kannte.

Und es kam ihr ein Gedanke nach dem anderen. Warum saß sie dort und hörte dies alles? War es vielleicht eine höhere Macht, die hier die Zügel ergriffen hatte? War dies ein Wink für sie, daß die Vorsehung sie als Werkzeug ausersehen hatte, diesen liebeskranken Mann auf den Weg der Tugend zu führen und ihn zu leiten, damit er dem Glück und den Weibern wieder Vertrauen schenke?

Je länger sie nachdachte, desto überzeugter wurde sie, daß dies kein Zufall sei. Alles bei diesem merkwürdigen Ereignisse war so weise geordnet: die Freundschaft mit Elin Jofrid, der Tanz, die Trunksucht Brynjolfs und der Umstand, daß sie sich hinter die Thür gesetzt und seine Worte gehört hatte!

Nein, das war kein Zufall.

Hier wurde ihr deutlich und handgreiflich eine Lebensaufgabe auferlegt, und sie sah klar, daß es eine heilige Pflicht für sie war, dieselbe auf sich zu nehmen und so gut zu vollbringen, als ihr Gott die Kräfte dazu gab. —

Als es beinahe so spät geworden war, daß man sich auf den Heimweg anschickte, lispelte Elin Jofrid Sigga Olina zu:

„Nun muß es auf dem Nachhausewege geschehen; ich und Olaf gehen voran und du und Brynjolf hinterher; du brauchst dich nicht darum zu kümmern, wenn er dir ein wenig angeheitert zu sein scheint; er hat sich auffrischen müssen, der arme Kerl, um Mut zu bekommen, mit dir zu sprechen; aber morgen wird

er sich auf alles besinnen können, was heute abend vorgeht, glaube mir das. Und vor allen Dingen, meine gute Sigga, mache ihm Mut, wenn du glaubst, daß es nötig ist; — du verstehst mich wohl! — du bist so gut von Gott begabt worden und so geschickt in allen solchen Sachen."

„Ich kenne meine Pflicht und werde sie nicht versäumen," sagte Sigga Olina so ernst, daß Elin Jofrid nicht wußte, woher der Wind wehte. Aber es war jetzt keine Zeit, Erklärungen zu geben; denn alle waren im Aufbruche begriffen.

Brynjolf führte Sigga Olina hinter seiner Schwester und Olaf; aber Sigga Olina erkannte bald, daß Brynjolf mehr ihrer Führung bedurfte als sie seiner; denn das Gehen wurde ihm schwer, besonders vorwärts.

Brynjolf fand es sehr behaglich, auf diesem weichen Arme zu ruhen und sich auf ihn zu stützen, und es kam eine angenehme Ruhe über sein ganzes unklares Mitleiden mit sich selbst.

Sie sprachen auf dem Heimwege nicht viel miteinander; aber desto bedeutungsvoller waren die Worte, die sie wechselten; denn als sie an das Haus kamen, wo Sigga Olina wohnte, waren sie verlobt; und dort empfingen sie die Glückwünsche von Olaf und Elin Jofrid.

Und als sie sich trennten, küßten sich die Freundinnen und künftigen Schwägerinnen so herzlich, daß sie beide gerührt wurden.

Und Brynjolf küßte seine Braut innig und lange einmal über das andere, so daß es schien, als ob sie niemals mit Küssen aufhören könnten.

Aber als Sigga Olina die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufstieg, merkte sie noch den Branntweingeruch von ihrem Bräutigam, und es schüttelte sie einen Augenblick ein sonderbar widerlicher Schauer. Aber dann entwickelte sie sich in ihren Gedanken den Weg eines lebenslänglichen Dienstmädchens, und der Schauer verschwand augenblicklich. Und dann dachte sie auch an die Pflicht, die ihr eine höhere Hand heute abend auferlegt hatte, und sie beugte ihren Sinn in Demut.

Und als sie sich zu Bett begeben wollte, schien es ihr ein herr=

liches Vergnügen zu sein, daran zu denken, daß sie, wenn Sveinn herauskäme, verlobt sei; jener häßliche Mann, den sie in ihrer Herzensgüte in der That von der Straße aufgelesen hatte, um ihm das Leben froh und heiter zu machen, weil sie geglaubt hatte, er sei ein rechtschaffener und guter Mensch. Und nun hatte er sie so schändlich getäuscht. Wie schwer fand sie es, die schlechten Menschen in dieser verdorbenen Welt von den guten zu scheiden! Und sie dankte der Vorsehung heiß und herzlich, daß sie ihr beizeiten die Augen geöffnet und ihr gezeigt hatte, was für ein Mensch Sveinn war, indem sie ihn dieses Verbrechen hätte begehen lassen, ehe es mit ihrer Heiratsangelegenheit weiter gekommen wäre.

Und Sigga Olina schlief schließlich nach einem heißen Gebete mit nasser Wange, einem guten Gewissen und einem glaubensstarken Herzen ein, gleichwie die guten Kinder, die mit den Engeln im Himmel verglichen werden.

6.

Die ersten Tage, nachdem Sveinn festgenommen worden war, war er nicht bei vollem Verstande, und in den ersten Verhandlungen, die über ihn abgehalten wurden, sagte er lauter Unsinn. Bald konnte er sich auf nichts von jenem Abende besinnen, an dem der Fleischbeutel gestohlen worden war, bald sprach er über alles Mögliche, was gar nicht zur Sache gehörte.

Gefängniskost ist niemals als eine gute und kräftige Nahrung gepriesen worden; für Svein aber war eine solche Kost eine bedeutende Änderung zum Besseren. Er bekam das Essen zu bestimmten Zeiten und wurde davon gesättigter, als er es lange Zeit gewesen war.

Und Sveinn begann nach und nach, ruhiger zu werden, sich zu erholen und sich auf alles zu besinnen, was vorgegangen war.

Und ehe er noch eine volle Woche im Gefängnis gesessen, hatte er eingestanden, daß er den Fleischbeutel gestohlen habe.

Trotzdem wurde er noch einige Zeit lang, nachdem er bereits gestanden hatte, in Gewahrsam gehalten; denn der Stadtschulze fürchtete, er möchte noch mehr gestohlen haben. Da aber Sveinn

alles derartige in einer Verhandlung nach der anderen in Abrede stellte, wurde er schließlich freigelassen; es ward ihm indes untersagt, die Stadt vorderhand zu verlassen.

Als man Svein verkündigt hatte, daß er frei wäre, schickte er sich zum Weggange an; aber er hatte doch keine Eile. Natürlich war er froh, wieder ein freier Mann zu sein, wenigstens für einige Zeit, bis das Urteil gefällt würde; in Wahrheit aber war er nichts weniger als ruhig, als er daran dachte, daß er durch alle die Scharen von Gassenjungen durch die Stadt gehen mußte, und besonders ergriff ihn eine schreckliche Angst, mit Sigga Olina zusammenzutreffen: er kannte sie so gut, wußte, wie außerordentlich feinfühlend und herzensgut sie war, und wie sehr sie ihn liebte; er konnte sich wohl denken, daß dieser sein schrecklicher Unglücksfall sie furchtbar schmerzlich getroffen haben müßte.

Und dann ging Sveinn hinab in die Stadt.

Er trottete vorwärts und sah weder rechts noch links.

Er glaubte, vielen Gassenjungen zu begegnen; aber nichts deutete an, daß sie aufmerksam auf ihn waren. Da begann er mutiger zu werden und sich umzublicken. Er sah viele Gassenjungen, bald einzeln, bald in kleinen Haufen, zwei oder drei beisammen; aber es war, als ob sich keiner um ihn kümmere. Hin und wieder jedoch konnten es einige doch nicht lassen, ihn, während sie an ihm vorbeigingen, anzublicken; als sie aber sahen, daß Sveinn sie anschaute, blickten sie gleich nieder, und Sveinn glaubte nicht anders, als daß einige rot würden, gleich als ob sie sich schämten, ihn anzusehen.

Es begann Svein zu ahnen, was hinter alledem stecke. Er sah auch viele von seinen Bekannten auf der Straße; aber entweder führte sie, ehe sie zusammentrafen, ihr Weg eine andere Straße, oder sie blickten, wenn sie ihm begegneten, nach einer anderen Seite, so daß sie ihn unmöglich sehen konnten.

Es begann ihm trotz der vielen Leute, von denen er doch jeden einzelnen kannte, aus irgend einem Grunde so kalt und leer auf der Straße um sich her vorzukommen.

Als er heim in seine Wohnung kam, traf er den alten Thor-

vard, ein wenig angeheitert, wie gewöhnlich; aber Thorvard war freundlich gegen ihn, gerade als ob gar nichts vorgefallen wäre, etwas betrübt, als er von Sveins Unglück sprach, aber doch gesprächig und mit vielen Neuigkeiten bei der Hand. Er erzählte Svein, Sigga Olina habe sich mit dem Schmiedelehrling Brynjolf verlobt, und das wäre auf dem Tanze am letzten Sonntage geschehen; Brynjolf wäre zwar den Tag darauf betrunken zu ihr gekommen und hätte die Verlobung aufgehoben; aber dann wäre er am nächsten Tage nüchtern wiedergekommen, und seine Schwester Elin Jofrid mit ihm, und da hätte alles mit Vergleich und Einigkeit geendet; die Verlobung sei an demselben Abende veröffentlicht worden, und Brynjolf hätte versprochen, nicht mehr zu trinken.

Sveinn saß schweigend wie ein Stein und starrte den alten Thorvard an, als ihm dieser erzählte, Sigga Olina hätte sich verlobt; es kam ihm das so außerordentlich sonderbar vor, gleich als ob die Rede von etwas wäre, was ihn gar nichts anginge, als ob etwas erzählt würde, was irgendwo, weit, weit von hier, vor hundert Jahren geschehen sei.

Wenn aber Thorvard einmal angefangen hatte, dann hörte er nicht wieder auf, und die Worte flossen von seinen Lippen wie das Mehl zwischen den Mühlsteinen hervor; und Sveinn hörte trotz seiner Zerstreutheit doch einzelne Worte und Dinge, die sich so in seine Gedanken eindrängten, ihm gleichsam einen Stich ins Herz gaben, daß er wieder zu sich selbst kam und davon überzeugt wurde, daß der alte Thorvard von Sigga Olina sprach.

Als Thorvard mit seiner Erzählung zu Ende war, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf Svein, und derselbe kam ihm sonderbar bleich und irgendwie entkräftet vor, wie er in dem Stuhle dasaß und den Kopf auf die Brust niederhängen ließ.

Dann eilte Thorvard hinaus und kam bald mit einer Literflasche voll Branntwein wieder, reichte sie Svein und sagte: „Nimm diese Flasche, mein armer Sveinn, und tröste dich damit; ich habe genug andere. Er muntert einem das Gemüt immer auf, der liebe Branntwein; ja, er muntert auf!" Und Thorvard rieb sich die Hände und schniefte.

„Der ist nicht treulos, der gute Branntwein, der ist nicht treulos," setzte er hinzu und lächelte über seinen Witz.

Sveinn nahm die Flasche schweigend und that einen Schluck, und der alte Thorvard verabschiedete sich von ihm und ging. —

Sveinn saß eine gute Weile und blickte auf die Flasche, die er in der Hand hielt; seine Gefühle waren gänzlich abgestumpft, und das Einzige, was ihm durch die Gedanken ging, war, was er nun mit sich anfangen sollte.

Wie verlangte ihn danach, in dem Gefängnisse bleiben und niemals daraus fortgehen zu dürfen! Wie sehnte er sich danach, sein ganzes Leben in einem Gefängnisse sitzen zu dürfen, sein ganzes Leben dort allein, ganz allein zu sein, niemals etwas von draußen zu hören zu brauchen, niemals einem Menschen zu begegnen und — niemals jemand vor ihm zu Boden blicken zu sehen.

Da fiel ihm ein Ausweg ein.

Er ging zu dem Stadtschulzen und sagte ihm, es läge ihm nichts daran, frei umherzugehen, und er möchte gern wieder in das Gefängnis und dort sitzen bleiben, bis er sein Urteil und seine Strafe empfangen hätte.

Aber der Stadtschulze sagte ihm, nun wäre er einmal freigelassen worden, und es wäre gar nicht daran zu denken, ihn wieder ins Gefängnis zu setzen, da er kein neues Verbrechen begangen hätte; aber wenn das Urteil gefällt wäre, dann würde es ihm vielleicht erlaubt, wieder eine Weile darin zu sitzen; bis dahin müsse er Geduld haben.

Und Sveinn ging wieder heim; unterwegs begegnete er einigen Gassenjungen; er blickte sie an und verdrehte sein Gesicht, um zu versuchen, ob sie dazu zu bewegen wären, über ihn zu lachen wie in früheren Tagen; aber sie verzogen keine Miene, und es sah aus, als ob sie ihn gar nicht sähen. Dann rief er einen von ihnen, den er kannte, an; aber da schossen sie wie Pfeile nach allen Richtungen davon, und Sveinn merkte, daß sie ihn nicht kennen wollten.

Als er nach Hause kam, nahm er die Flasche und that einen tüchtigen Zug. Nach einer kleinen Weile kam es ihm vor, als

ob sich eine außerordentlich große Hitze und Feurigkeit durch seinen ganzen Körper verbreite, und nachdem er sich einigemale erfrischt hatte, war es ihm, als ob der Nebel von seinen Gedanken hinwegzöge und alles nach und nach klar und deutlich vor ihm stünde. Als er an sich selbst und seine Zukunft zu denken begann, glaubte er, früher am Tage eine ganz verkehrte Vorstellung von dieser Sache gehabt zu haben: jetzt schien es ihm, als ob sich alles ändern und bessern könne, daß alles Frühere vergessen werden und ein neues, glückliches Leben aus den alten Trümmern erstehen könne, daheim in der alten Gemeinde, bei seinen Eltern und — bei Sigga Olina.

Sigga Olina konnte er nicht fahren lassen, und je mehr er an sie dachte und an alle die Worte, die sie miteinander gesprochen hatten, desto überzeugter wurde er davon, daß zwischen ihnen alles wieder gut werden würde. Sigga Olina sei so gut, und was sie thun würde, wenn sie ihn sähe und mit ihm spräche, darüber war er nicht im Zweifel. Sie hatte ihm so oft gesagt, daß sie ihn allein in ihrem Leben lieb gehabt habe, und er war vollkommen davon überzeugt, daß sie sich nur aus Gehorsam gegen ihre Mutter mit diesem Brynjolf verlobt habe. Es durchströmte eine wunderbar milde Freudenwärme sein Inneres bei allen diesen Gedanken, und es fiel ihm ein Vers ein, den er einmal von seiner Sigga Olina gelernt hatte, und er begann unwillkürlich, ihn vor sich hin zu sprechen:

„Liebe, du bist stärker als der Tod.“

Wie schön kam ihm dieser Vers vor, der einzige, den er kannte!

„Liebe, du bist stärker als der Tod.“

Es überkam ihn eine große Unruhe und ein ungewöhnlich schmerzliches Sehnen nach Sigga Olina, so daß er sich nicht halten konnte und ausging.

Es war Nacht geworden und alle Leute schon längst zu Bett. Das Wetter war still, aber es herrschte starker Frost.

Sveinn ging nach dem Hause, wo Sigga Olina wohnte, blieb davor stehen und blickte nach den Fenstern im oberen Stocke. Es war Licht in Sigga Olinas Zimmer. Sie war also noch

nicht zu Bett gegangen. Konnte sie vielleicht wegen des Unglücks, das ihn betroffen hatte, nicht schlafen? — Bei diesem Gedanken traten ihm die Thränen in die Augen. — Welche Freude, glaubte er, würde es werden, Sigga Olina froh und glücklich und sie all dieses Unglück vergessen machen zu können!

Er stand eine kleine Weile dort; dann aber fiel es ihm ein, sich auf die Treppenstufen vor Sigga Olinas Thür zu legen und dort die ganze Nacht hindurch zu wachen, um ihr zu zeigen, wie lieb er sie habe.

Und dann legte er sich der Länge lang auf die Treppenstufen vor Sigga Olinas Thür und dachte daran, wie erstaunt sie werden würde, wenn sie am nächsten Morgen aufstünde, die Thür öffnete und ihn auf den Treppenstufen sähe; vielleicht würde sie ihn erst gar nicht bemerken, sondern bloß heraus und — auf ihn treten; wie schnell wollte er dann ihren Fuß küssen, und wie erstaunt und froh würde sie werden, wie herzlich — herzlich froh würden sie beide werden!

Aber er fror bald auf der Treppe; es fing an, ruhig zu schneien, und er stand auf, um den Schnee von sich abzuschütteln. Und da fiel ihm ein, nach Hause zu gehen, seine Flasche zu holen und sich mit dem, was noch darin übrig war, während der Nacht auf den Treppenstufen zu stärken. Als er von dem Hause wegging und nach Sigga Olinas Fenster sah, kam es ihm vor, als ob sich vor demselben einen Augenblick zwei Schatten bewegten, und der eine Schatten schien ihm von einem Manne herzurühren. — Nein, das konnte nicht sein; er überredete sich selbst, daß dies zweifelsohne ein Hirngespinst sei, irgend eine Unklarheit in seinen Augen, wegen jener Geschichte von Brynjolf; und als er darüber nachzudenken begann, gelangte er zu dem Schlusse, daß die Schatten drinnen vor dem Fenster die Schatten zweier Weiber gewesen wären: Sigga Olinas und ihrer Mutter, die jetzt bei ihr säße und es versuchte, sie zu trösten.

Die arme Sigga Olina! Was litt sie alles um seinetwillen! dachte er bei sich.

Er ging nach Hause, stärkte sich tüchtig aus seiner Flasche,

blieb eine kleine Weile daheim und versuchte, sich dadurch zu erwärmen, daß er mehr trank; und er hörte nicht eher auf, als bis die Flasche leer war.

Dann ging er, um sich wieder auf die Treppenstufen zu legen.

Wie froh war sein Gemüt und wie leicht sein Fuß! Aber doch wurde es ihm aus irgend einem Grunde schwer, zu gehen, und er dachte, er könnte vielleicht ein wenig betrunken geworden sein. Er beschloß, eine Weile spazieren zu gehen, um den Rausch zu vertreiben.

Er ging hinunter in die Stadt und dachte unterwegs darüber nach, wie sonderbar doch die Häuser wären: sie bewegten sich vor seinen Augen gleichsam hin und her; überhaupt kam ihm alles, was ihm vor die Augen trat, so sonderbar, wunderbar geformt und wunderbar beweglich vor, aber doch schön, alles so herrlich schön; und in ihm selbst war ein wonniger Freudenquell entsprungen, so daß vor seinen inneren Augen gleichsam glänzende Freudenperlen über all seine Lebenstage dahinsprühten. Es kam ihm vor, als ob alle Leute stets gut gegen ihn gewesen wären; und wie fröhlich dünkte es ihn, zu leben, bei guten Menschen zu leben und — bei Sigga Olina.

„Liebe, du bist stärker als der Tod“

fiel ihm wieder ein, und er versuchte, es zu singen, kannte aber keine Melodie.

„Liebe, du bist —

„nein, das ist eine falsche Melodie, —

„stärker als der Tod — —

„falsche Melodie,“ und dann hörte er auf.

Ein Hund, der den Gesang gehört hatte, fing an, zu bellen, und kam herbeigelaufen; als er aber Svein erblickte, der ziemlich schwankend auf der Straße dahinging und mit beiden Händen schlenkerte, glaubte er, jener wolle mit einem Steine nach ihm werfen, und schoß deswegen wie ein Pfeil wieder davon.

Sveinn stand still, so gut er konnte, und blickte dem Hunde ganz erstaunt nach.

„Fürchtet er sich auch vor mir?“ — Und er begann, darüber

nachzudenken, wie es der Hund erfahren haben könne, daß er einen Fleischbeutel gestohlen und im Gefängnisse gesessen habe; und dann fing er an, sich darüber zu wundern, wie klug die Hunde seien.

Und er ging immer weiter; die Häuser hatten längst aufgehört, sich vor seinen Augen hin und her zu bewegen, und er sah nichts um sich als das stille Schneegestöber, das reichlich zu fallen begonnen hatte; denn es hatte wieder angefangen, zu schneien; aber immer murmelte oder summte er hin und wieder vor sich hin:

„Liebe, du bist stärker als der Tod.“

Dann begann er daran zu denken, umzukehren; aber er war müde geworden und setzte sich auf offenem Felde nieder, um ein wenig auszuruhen. Und als er sich gesetzt hatte, kam eine milde Ruhe über ihn, so daß er sich legte, um eine kleine Weile zu schlafen, — nur eine kleine Weile; denn er mußte auf den Treppenstufen Sigga Olinas sein, ehe sie aufstand.

Dann schloß er die Augen. Aber es kam ihm vor, als drehe sich alles um ihn herum im Kreise, gleich als ob die ganze Welt zu einer gewaltig großen Schaukel geworden wäre; und dann wurde nach und nach die Schaukel ruhig, und er lag totenstill, lag in seinem Bette und wollte einschlafen; und Sigga Olina kam herein und legte etwas Dichtes und Weiches über ihn, so daß es ihm warm wurde, legte immer mehr auf ihn und beugte ihr Antlitz über ihn herab, näher und näher. — —

Aber das ganze Himmelsgewölbe war zu einer Schneewolke geworden, die ihre eiskalten Schneeschwingen ausbreitete, über allem Leben unter ihr wie ein furchtbar schrecklicher Drache ruhte und dann ruhig und still eine zahllose Menge von Schneeflocken herabstreute; und die Flocken schwebten hin und her, tanzten in der Luft und fielen dann herab, weich, rein und — tödlich kalt.

Die Flocken breiteten sich über alles und hüllten alles unter eine vom Himmel gewebte glänzende Schneedecke. — —

Am nächsten Tage fanden Leute von Skildinganäs Svein tot draußen in der Sandebene.

Der Kaufmann Grimur stirbt.

(Grímur kaupmadr deyr.)

Die Kaufstadt Eyri war anmutig auf einer Landzunge gelegen, die sich hinaus in den Fjord erstreckte, nicht gar weit von dem inneren Ende der Bucht entfernt. Der Küstenstreifen längs des Fjordes war ein nur schmaler; denn dicht dahinter erhoben sich die Berge in die Lüfte, einsam kahl und himmelhoch.

In Eyri hatte in früherer Zeit nur ein einziges, mit königlichem Rechte ausgestattetes, Handelsgeschäft bestanden, und das konnte man an den Häusern des Kaufmanns Grimur auch deutlich erkennen: sie stammten noch aus jener Zeit, trugen alte königliche Handelsschilder, hatten niedrige Mauern und gewaltig hohe Dächer, kleine Scheiben unten in den Fenstern und unzählige Kämmerchen und Winkel oben auf dem Boden, die weiter nichts Eigentümliches an sich hatten, als daß sie finster waren.

Der Kaufmann Grimur war alt und grauhaarig geworden und vermutlich über die Siebzig hinaus; selbst freilich wußte er auch nicht sicher, wie alt er eigentlich war. Er hatte nämlich längst aufgehört, seine Tage und Jahre zu zählen; und er hatte auch sein Leben lang an vieles Andere zu denken gehabt; und das war ihm bei weitem wichtiger erschienen.

Er war beinahe ein halbes Jahrhundert lang Kaufmann in Eyri gewesen und hatte den größten Teil seines Lebens hindurch auf alle mögliche Weise Geld zusammengescharrt, war auch die längste Zeit bisher der einzige Kaufmann in Eyri gewesen. Ein anderer Geschäftsmann hatte sich dort nicht niedergelassen, und ein ganzes Menschenalter hindurch war, seitdem Grimur das Geschäft besaß, kein Spekulationshändler dahin gekommen. So schöpfte Grimur die Suppe allein ab, und das kam ihm gar wohl zu passe. Er herrschte wie ein König in seinem Reiche und gebot

in Eyri über Gesetz und Recht. Der Preis aller ausländischen Waren war bei ihm zwei- und dreimal höher als überall anderswo und der Wert isländischer Waren dreimal geringer als bei allen anderen; und dann betrog er jeden Kunden, den er nur konnte, und trug immer Dinge in die Rechnungen ein, die niemals bei ihm gekauft worden waren. Es war daher kein Wunder, daß der Wohlstand in den Gemeinden ringsum immer mehr abnahm. Doch das kümmerte Grim wenig: ihm genügte es, daß sich sein eigener Vermögenszustand immer besser gestaltete.

Beliebtheit konnte sich Grimur nie verschaffen.

Allen seinen Kunden erging es übel bei ihm, und sein Geschäft war allgemein berüchtigt und für das bei weitem teuerste in den vier Landesvierteln verschrieen. Aber das übelste Andenken trugen ihm doch die Armen in der Gemeinde nach. Er war nämlich beinahe ein Menschenalter lang Gemeindevorstand in Eyri gewesen, und niemals hatte sich ein Notdürftiger, der sich an ihn wandte, in so trauriger Lage befunden, daß er nicht um die Hälfte sorgenvoller von ihm gegangen wäre, als er zu ihm gekommen war. Grims Ansicht war, alle Armut und alles Elend rühre nur von Faulheit oder Verschwendung her; und er machte auch kein Hehl aus dieser seiner Anschauung und verfuhr mit den Notdürftigen der Gemeinde dementsprechend. Es liefen jedoch auch Gerüchte um, er hätte Leute, die sich an ihn gewandt, so durchgeprügelt, daß man noch Merkmale davon an ihnen gesehen habe. Doch war es weit zu dem Bezirksvorsteher, und niemand hatte Klage geführt; auch würde es nicht viel genutzt haben, den Kaufmann Grimur zu verklagen, wo er in der Blüte seines Lebens stand.

Aber ein tüchtiger Mann war Grimur, das leugnete niemand. Er arbeitete wie ein Besessener, so daß der Schweiß in Strömen von ihm rann. Er war immer der Erste, der früh in den Laden kam, und er war stets der Letzte, der abends aus demselben ging; und in der Zeit des regsten Verkehres konnte man behaupten, daß keiner seiner Handlungsgehilfen am Abende so müde war wie er. Er scheute sich keiner Arbeit, maß Brannt-

wein ab und wog Kaffee, sprach mit den Bauern und trug in seine Geschäftsbücher ein. Doch gab er sich mit Schreibereien am allerwenigsten ab, und das aus guten und triftigen Gründen; er verstand sich nämlich kaum aufs Schreiben. Am wohlsten befand er sich, wenn er die Waren der Bauern abwog, Wolle, Talg und dergleichen; und da wurde gewöhnlich darüber geklagt, daß falsch gewogen worden wäre; aber Grimur widersprach allen solchen Klagen stets. Zu seinen Handlungsgehilfen freilich sagte er lächelnd, seine Wage schiene ihm ganz gut zu gehen, wenn er sie selbst handhabte. Im übrigen war er im höchsten Grade hart gegen seine Angestellten, und niemand hielt lange bei ihm aus, wenn er sonst ein Unterkommen finden konnte. Wenn er einen von ihnen ansprach, so waren seine Worte rauh und barsch, und nicht besser war es mit der Kost bei ihm bestellt. Außerdem hatte er aber auch, wenn ihm etwas nicht recht gemacht wurde, eine außerordentlich schlagfertige Hand.

Grimur war ein Feind von allen Vergnügungen und aß nur wenig, und nur mitunter hatte er seine Freude daran, sich ein einzelnes Mal an geräuchertem Fleische und Branntwein zu laben, bis er angeheitert geworden war. Bisweilen lud er den wohlhabendsten Bauern in der Gemeinde zu sich ein; aber die Rauchfleisch-Gastmahle nahmen dann immer einen üblen Ausgang; denn da begann der Bauer von Fehlern in seinen Rechnungen zu sprechen, und Grimur antwortete stets mit Schimpfreden, prügelte ihn durch und warf ihn schließlich gewöhnlich zum Hause hinaus.

Überhaupt kannte man kein Beispiel, daß irgend ein lebender Mensch einmal mit Grim einig geworden wäre. Grimur war viermal verheiratet gewesen; aber alle seine Frauen waren ihres Lebens müde gestorben. Sonst war Grimur, was die Ehe anbetraf, ein ebenso tüchtiger Mann wie andere; denn er war nie ein ganzes Jahr lang Witwer, so lange er nicht — und das war seit dem Tode seiner vierten Frau — das Heiraten überhaupt sein ließ. Von seiner ersten Frau hatte er zwei Söhne gehabt, die beide gestorben waren. Der ältere Sohn, Jon, war nicht viel

wert gewesen, war dem Trunke ergeben und arbeitsscheu, so daß ihn sein Vater aus dem Hause jagte. Jon hatte sich dann einige Jahre in der Kaufstadt Eyri umhergetrieben, hatte wenig Arbeit und wenige Lebensmittel und war meist halbbetrunken. Sein Ende war, daß er einstmals etwas angetrunken zu seinem Vater kam, um diesen um etwas zu essen zu bitten; aber sein Vater jagte ihn hinaus und verschloß ihm das Haus. Da begab sich Jon in die Niederlage Grims, die nur schlecht verschlossen war, und dort fand man ihn am nächsten Morgen tot in den Wollhaufen droben auf dem Boden. Grims jüngerer Sohn dagegen war ein außerordentlich begabter und tüchtiger Mensch, ertrank aber in demselben Jahre, in dem er Student wurde, in einem Alter von erst zwanzig Jahren; und da erst hatte Grimur, soviel die Leute wußten, das erste Mal in seinem Leben eine Spur von Trauer gezeigt.

Im übrigen hatte Grimur den Verlust aller seiner Teuersten, den Tod seiner Frauen sowohl wie den seines Sohnes, mit der größten Ruhe ertragen und nur bisweilen davon gesprochen, wie teuer einem doch hier zu Lande ein Begräbnis zu stehen käme, — und wie albern alle die Begräbnisbräuche wären. Er meinte, man müsse es machen wie in Frankreich: da würden die Leichen einfach in die Betttücher eingenäht und dann in aller Stille begraben, ohne daß man einen Geistlichen zu bezahlen brauche.

Die letzte Frau Grims hieß Gudrun und war ein bei weitem tüchtigeres Weib, als seine früheren Frauen es gewesen waren. Als Grimur sie heiratete, hatte seine Gedächtniskraft schon bedeutend abzunehmen begonnen, und auch mit seinen Vermögensverhältnissen war es rückwärts gegangen. Aber als Gudrun ins Haus kam, war es gleichsam, als ob neues Leben und neue Kraft in alles käme: das Geschäft begann sich wieder aufzubessern, und es kam mehr Ordnung in alles. Gudrun verstand es auch, ein offenes Auge zu haben: sie ging jeden Tag zu öfteren Malen hinüber in den Laden, um den Geschäftsgehilfen auf die Finger zu sehen; sie sah die Bücher nach, sprach mit Grims Kunden und nahm lebhaften Anteil an der Buchführung; denn sie war so=

wohl mit dem Munde wie mit der Hand wohlbeschlagen. Aber dem alten Grim schien es doch, als ob sie etwas zu viel brauche; und gleichwohl war sie nicht verschwenderisch. Sie war hochherzig und wollte ihre Leute gut behandeln; aber Grimur nannte das offenbare und reine Verschwendung, und wenn sie ihn um Geld bat, so war seine gewöhnliche Antwort: „Du wirst mein kleines Vermögen schon vollends vergeuden, wenn ich einmal tot bin."

Aber das bewahrheitete sich nicht.

Gudrun starb nach einer zehnjährigen Ehe, und Grimur überlebte sie noch viele Jahre.

Ein Kind hatten Grimur und Gudrun nicht gehabt, und der einzige Abkömmling Grims, der in seinem Alter lebte, war ein Sohn Jons, der Markus hieß, ein junger Knabe, der noch nicht konfirmiert worden war, verständig, aber schwächlich und wenig energisch. Der alte Grimur hatte ihn, als sein Vater starb, zu sich genommen, damit er nicht etwa eine Gemeindewaise würde.

Nachdem Gudrun gestorben war, war es gleichsam, als ob sich das Glück Grims gänzlich wendete. Er nahm sich eine Wirtschafterin nach der anderen; aber alles im Hause war übel bestellt. Die Wirtschafterinnen konnten den Lauf der Dinge nicht aufhalten und wagten nichts auf eigene Faust zu thun; denn der alte Grimur war sowohl mißtrauisch, wie er überall Diebereien fürchtete. Und doch stand es noch schlimmer in dem Geschäfte als früher: die Handlungsgehilfen hatten keine Furcht mehr vor ihrem Herrn; ein jeder nahm sich im Laden, was er eben wollte, und unterließ es, dasselbe aufzuschreiben, und ein jeder that nur, was ihm behagte; anderes ließ man ganz ungethan. Wenn der alte Mann wütend wurde und sie, wie in alten Tagen, durchprügeln wollte, so nahmen sie ihn einfach und hielten ihn fest, bis sein Zorn wieder verraucht war.

Zu alledem kam noch ein Umstand, der Grim völlig vernichtete. In Eyri thaten sich nämlich eines Tages zwei neue Kaufleute auf, und die Geschäftskunden blieben in Haufen von Grim weg. Er setzte zwar alle Preise seiner ausländischen Waren

herab, so daß dieselben noch niedriger waren als bei jenen neuen Kaufleuten, und zahlte so hohe Preise für isländische Waren, daß dieselben noch höher waren als bei jenen: aber das half alles nichts. Es war, als ob das Vertrauen zu dem alten Grim so vollkommen geschwunden sei, daß kein Bauer diesen Vorteil wahrnehmen wollte, um wieder in Grims Klauen zu geraten. Und dennoch hielt Grimur aus einer gewissen launenhaften Hartnäckigkeit sein Geschäft aufrecht und setzte dabei jedes Jahr viel Geld zu.

Aber das alles nahm den alten Grim mit, und das sehr. Es war, als ob all dieses Geld, das er in seinem Geschäfte verlor, Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute wäre. Seine Leibeskräfte nahmen schnell ab, und eine gewisse einfältige Schlaffheit griff in seinem ganzen Inneren Platz. Er nahm sich zwei neue Geschäftsverwalter oder Oberbuchhalter, einen nach dem anderen, damit sie während der Hauptgeschäftszeit für ihn nach dem Geschäfte sähen; aber das hatte nur den Erfolg, daß sich die Zahl seiner Kunden noch mehr verringerte und die Unordnung und die Unrichtigkeiten in den Geschäftsbüchern noch bedeutend größer wurden. Diese neuen Buchhalter hatten auch mehr Interesse an anderen Dingen als daran, die Geschäftsbücher in Ordnung zu halten: sie verwandten die meiste Zeit darauf, sich mit dem alten Manne zu unterhalten und sich in guten Stand bei ihm zu setzen. Sie lobten alles an ihm und schmeichelten ihm auf jegliche Weise, bis er ihnen traute, gleichwie man einem neuen Netze traut, trotzdem er gegen alle anderen mißtrauisch war. Sie nannten ihn auch immer bei jedem zweiten Worte „Mein lieber Magnusen“ oder „Mein geliebter Magnusen“. Und die allgemeine Ansicht war, daß ihr Aufenthalt bei Grim ihnen erstaunenswerte Summen eingebracht hätte, und zwar bei weitem mehr, als sie selbst in die Geschäftsbücher eingetragen hatten.

Endlich fand der alte Grimur eine Haushälterin, die nach seinem Geschmacke war. Sie hieß Maria, war weit über die Fünfzig vorgerückt und schon bei vielen Leuten Wirtschafterin

gewesen. Das, was bewirkte, daß Grimur so großes Gefallen an ihr fand, war besonders der Umstand, daß sie alledem gänzlich abgeneigt war, was Grimur übertriebene Reinlichkeit nannte. Sie scheuerte nie eine Diele außer vor den bedeutendsten Festtagen, kehrte nie die Stuben außer an den Sonntagsmorgen und unterließ es ganz, sich selbst zu waschen. Alle Kleiderbürsten und dergleichen Reinigungsgegenstände durften die ganze Zeit über, die sie im Hause war, Ruhetag halten. Dem alten Grim war sie auch immer fügsam und gehorsam, trug ihm alles zu, was sie über ihn oder doch ihn angehend in und außer dem Hause, im Laden, in der Gemeinde und überall sonstwo sprechen hörte, und dabei auch vieles, was sie niemals gehört hatte. Sie beschuldigte alle diejenigen, zu denen Grimur das größte Vertrauen gehegt hatte; trug ihm die Worte derselben verdreht oder wenigstens so verschleiert zu, daß sie mißverstanden werden mußten; und dann ließ sie ihn merken, daß ihn alle Leute bestehlen wollten, sobald sie nicht dabei wäre und aufpaßte. Das kam denn Grim auch so wahrscheinlich vor, daß er noch einmal so mißtrauisch ward, als er vorher war, und glaubte, alle wollten ihn betrügen und berauben — außer Maria: ihr allein glaubte und vertraute er. Sie war auch nicht verschwenderisch, wenigstens nicht in der Hinsicht, daß sie viel in das Essen und an guter Behandlung der Dienstleute im Hause gethan hätte. Man konnte sozusagen behaupten, daß der Hunger auf dem Hochsitze des Hauses saß, seitdem sie in dasselbe gekommen war. Sie besaß auch ein ganz bewunderungswürdiges Geschick, alle Kost zu verderben; und drin in der Stube, wo der alte Grimur den Tag über saß, wenn er nicht draußen im Laden umher humpelte, mischte sich ein eigentümlicher Geruch von faulendem Fleische mit dem verwitternder Roche, so daß der Aufenthalt darin für diejenigen, die derartige Dinge nicht gewohnt waren, eben kein angenehmer war.

Aber im allgemeinen war Maria nicht unbeliebt: sie war ungewöhnlich sanft in ihrer Sprache und freundlich gegen jedermann, mit dem sie sprach, und außerordentlich gut mit den Kin=

dern. Sie besaß auch ein außerordentliches Geschick, jedermann im Hause, mit dem sie sprach, glauben zu machen, sie rede bei Grim nur zu seinem Besten und suche überall Gutes zu stiften.

Aber stetig ging es mit Grim rückwärts, und trotz der neuen Haushälterin schwand sein Vermögen immer mehr zusammen.

Grimur hatte eine alte Geldschatulle aus Mahagoniholz, die in seiner Stube stand. Darin hob er sein Geld auf. Früher, in den Jahren, wo das Geschäft gut ging, waren alle Schubkästen unter dem Deckel derselben voll von Gold- und Silberstücken gewesen, und vor den Kästen hatten viele Säcke von verschiedener Größe gelegen, voll und halb voll Geldstücke. Aber in den letzten Jahren hatten diese nach und nach abgenommen, so daß es schließlich soweit kam, daß gar keine mehr darin waren. Auch in den Schubkästen begann es weniger zu werden, und einige fingen sogar an, sich zu leeren. — —

Dann war es eines Tages im Herbste, kurz nach dem Heimholen des Viehes, da jene Kaufleute in Eyri eben ein gutes Herbstgeschäft mit den Bauern gemacht hatten, Grimur aber gar keines, daß dieser in seinem Laden einen Schlaganfall bekam und wie tot niederstürzte. Man trug ihn sofort in das Wohnhaus hinüber, legte ihn in sein Bett und sandte nach dem Arzte.

Der Arzt war noch ein junger Mann und erst vor kurzem von der Hochschule in sein Amt gekommen. Seine Amtswohnung befand sich in der Kaufstadt Eyri, und man hatte ihn deshalb nicht weit zu holen. Als er kam, lag Grimur ohne Bewußtsein und Verstand. Der Arzt saß die ganze Nacht hindurch bei ihm, und mit dem Morgen begann der Kranke endlich wieder ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Grimur lag sehr lange darnieder; schließlich aber begann er doch wieder auf die Füße zu kommen, nach seiner Stube hinüber zu humpeln und dort jeden Tag eine kleine Weile auf zu sitzen.

Der Arzt pflegte ihn mit der größten Gewissenhaftigkeit. Derselbe stand auch in einem sehr guten Rufe, wenn einige Leute ihm auch nicht viel zutrauten, weil das Gerede ging, er besäße nur wenig christlichen Glauben.

Der alte Grimur hatte nie großes Zutrauen zu Ärzten besessen, und er hatte dieselben auch nie nötig gehabt, weil er sich immer bei ausgezeichneter Gesundheit befunden hatte. Aber zu Doktor Thordur faßte er bald großes Zutrauen, und jedesmal, wenn der Arzt eintrat, verbreitete sich ein gewisser Schimmer von Freude über das alte faltige und runzelige Antlitz Grims.

Am ersten Tage, als Grimur in seine Stube hinübergehumpelt war, setzte er sich in seinen alten Lehnstuhl und saß dort eine kleine Weile stumm wie ein Stein. Er war auch auf der einen Seite des Mundes gelähmt, so daß man ihn nur schwer verstehen konnte, obgleich er nur einzelne Worte und nur halbe, unzusammenhängende Sätze in Zwischenräumen hervorbrachte.

Schließlich bat er Maria, ihm eine Predigt aus dem Jonsbuche vorzulesen; und Maria holte das Jonsbuch aus ihrem Kommodenkasten herbei und begann zu lesen. Es traf sich zufälligerweise, daß an der betreffenden Stelle von nichts Anderem die Rede war als von Gottes Zorn, dem Teufel und der Hölle; und Maria war noch nicht bis zur Hälfte der Predigt vorgeschritten, so befahl ihr Grimur, aufzuhören.

„Verdammter Kerl — dieser Magister Jon — einem die Hölle vorzumalen, die es gar nicht giebt“; und dann blickte Grimur die alte Maria so zornig an, daß sie nicht wußte, wie ihr geschehen sollte.

Und die Demut und die Furcht vor dem alten Grim, der sie mit zornigen Blicken ansah, sowie die Reue darüber, gerade auf dieses Kapitel über die Hölle geraten zu sein, legte sich so schwer auf sie, daß sie zusammensank und auf dem Stuhle am Fenster, wo sie saß und an einem Strumpfe strickte, den sie in der Bestürzung ergriffen hatte, die sie überkam, als ihr Grimur befahl, aufzuhören zu lesen, gleichsam einem Haufen ähnlich sah.

Aber der alte Grimur sagte nichts weiter. Er saß grabesstill; und nur hin und wieder kam ein Zucken in sein Gesicht, gleich als ob ihn ein Entsetzen überriesele. Dann blickte er um sich und tastete mit den Händen umher, gleich als ob er jemand von sich abwehren wollte. —

Das Schlafzimmer Grims lag hinter der Stube, und in diesem Zimmer schlief auch die Haushälterin Maria mit.

Als Maria Grim am Abende auszukleiden begann, fand sie, daß er noch schwächer war als am Morgen.

Grimur schlief diesen Abend erst spät ein. Es war, als ob es ihm nie gelingen wollte, die Augen zu schließen: er ließ sie im Zimmer hin und her schweifen und war schrecklich unruhig, wälzte sich ruhelos von der einen Seite auf die andere, stöhnte hin und wieder leise und murmelte halblaut irgend etwas zwischen den Zähnen.

Vor Grims Bette stand ein kleiner Tisch, und darauf brannte jede Nacht, seitdem Grimur krank geworden war, eine Lampe; aber Maria drehte, um das Öl zu sparen, die Flamme abends immer so weit ein, daß sie nur einen ganz matten Schein warf.

Doch diese Nacht war es, als ob Grim die Flamme zu klein deuchte; denn er war immer damit beschäftigt, nach der Lampe zu tasten und das Licht in die Höhe zu schrauben. Bisweilen aber war es, als ob ihn die Verschwendung dauere, und er begann, die Flamme langsam wieder einzudrehen, fing aber doch wider Erwarten bald an, sie von neuem in die Höhe zu schrauben.

Maria hatte sich, wie sie es gewohnt war, wach halten wollen, bis Grimur eingeschlafen wäre; aber diesmal dauerte ihr das Warten doch zu lange, so daß sie sich nicht mehr halten konnte und eben einschlafen wollte, als Grimur rief:

„Maria, Maria.“

„Ja.“

„Glaubst du — daß ich diesmal sterbe?“

„Ihr sterben? O, nein; es geht Euch ja schon wieder besser; Ihr werdet bald wieder ganz gesund werden.“

„Ja, mir geht es wieder besser — ich werde bald wieder gesund — ich sterbe nicht.“

Dann schwieg Grimur still, und Maria wollte eben wieder einschlafen, als er sie von neuem rief:

„Maria, Maria.“

„Ja.“

„Glaubst du — daß ich in die Hölle komme — wenn ich sterben sollte?“

„Ihr in die Hölle kommen? Gott verzeihe Euch einen solchen Gedanken! Nein, ich glaube nicht, daß zu befürchten sei, daß Ihr in die Hölle kommt.“

„Nein — ich komme nicht in die Hölle.“

Dann schwieg Grimur eine lange Weile, war aber fortwährend damit beschäftigt, das Licht in die Höhe zu schrauben.

„Maria, Maria.“

„Ja.“

„Habe ich etwas Böses gethan — irgend eine Sünde begangen — eine große Sünde?“

„Nein, nein, nein. Ihr, guter alter Mann, der Ihr niemals jemandem etwas zu Leide gethan habt. — Andere sind es, die an Euch gesündigt haben, die Euch Eures Geldes haben berauben wollen und Euch auf alle mögliche Weise betrügen.“

„Ja — andere haben sich schwer an mir versündigt — alles verdammte Schurken.“

Dann trat wieder Stillschweigen ein.

„Glaubst du nicht — daß sie in die Hölle kommen — die mich betrogen haben?“

„Es wäre doch sonderbar, wenn keiner in die Hölle käme.“

„Das ist selbstverständlich — sage, daß es selbstverständlich sei, — Gott muß mich rächen — er muß sehen, daß ich es selbst nicht kann, — sonst gäbe es keine Gerechtigkeit.“

Dann stand Maria auf und begann, es Grim im Bette behaglich zu machen. Sie legte ihm zwei Kopfkissen unter die Schultern, so daß er mit Hilfe derselben aufrecht sitzen und sich in dem ganzen Zimmer umsehen konnte. Als sie damit fertig war, ging sie wieder in ihr Bett, und Grimur schloß die Augen und lag eine Zeit lang still, so daß sie glaubte, er wäre eingeschlafen.

Aber auf einmal riß er die Augen auf, sah starr nach der Ecke des Zimmers neben dem Fenster und schrie:

„Was ist dort in der Ecke? Licht — Licht — brenne Licht an — hilf mir.“

Und Maria sprang aus dem Bette und zündete eine zweite Lampe an, so daß es so hell in dem Zimmer wurde wie am hellen, lichten Tage.

Aber der Schweiß rann in Strömen über das Antlitz Grims herab. Er versuchte, ihn mit der Rückfläche der Hand und dem Hemdärmel abzuwischen, aber immer brach ein neuer Strom ebenso heftig wieder hervor. Er ließ die Augen in dem ganzen Zimmer umherschweifen, aufwärts und abwärts, vorwärts und rückwärts, und rückwärts und vorwärts. Das Haar hing ihm schneeweiß in nassen Strähnen über die Stirn herein, und unter seinen vom Schweiße zusammengeklebten Augenbrauen stierten die Augen hervor, starr und unruhig, gleichwie in einer Angst, die vor etwas fliehen möchte.

„Maria, Maria."

„Ja."

„Glaubst du übrigens — daß es eine Hölle giebt?"

„Daß es eine Hölle giebt? Die giebt es ebenso gut wie es einen Gott giebt."

„Dann kommst du auch hinein — du verdammte Närrin — alle Menschen kommen hinein — unmöglich, ihr zu entgehen, — wenn es eine giebt."

„Nein, es giebt vielleicht keine."

„Nein, sicher giebt es keine — es giebt keine."

Dann wandte sich Grimur der Wand zu und schloß die Augen wieder.

„Du mußt wach bleiben — die ganze Nacht — auf die Lampe aufpassen — hell brennen lassen — hell brennen."

Der alte Grimur fuhr noch einige Male in die Höhe, sah sich um, und als er sah, daß Maria auf saß und beide Lampen hell brennen ließ, wurde er nach und nach ruhiger und schlummerte schließlich ein.

Er schlief bis tief in den Tag hinein. —

Als er aufgestanden und in seinen Stuhl in der Stube gekommen war, kam der Arzt.

Er erkundigte sich, wie es Grim ginge, und sprach dann von

dem und jenem. Aber es war, als ob Grimur an etwas ganz Anderes dächte; denn er sagte weiter nichts als Ja und Nein. Schließlich entstand eine Pause in der Unterhaltung, und Grimur blickte zu dem Arzte auf und versuchte, mit dem einen Mundwinkel, der nicht gelähmt war, zu lächeln.

„Man sagt, Ihr besäßet — keinen Glauben."

„Keinen Glauben? — Es giebt niemand, der ganz ohne Glauben sei, mein lieber Grimur."

„Ich meine — Ihr glaubt nicht an — nicht an — den Teufel."

„An den Teufel! — Nein, an den Teufel glaube ich nicht," sagte Doktor Thordur und lächelte.

„Ich meine — meine — ob Ihr glaubt, daß es einen giebt?"

„Nein, ich glaube sicher, daß es keinen giebt."

„Keinen giebt — ja — keinen giebt —."

Dann versuchte er, sich in dem Stuhle zu erheben, und faßte den Arzt, der neben ihm saß, am Handgelenke:

„Ich wußte es — es giebt keinen, und — eine Hölle dann auch nicht?"

„Nein, einen Teufel und eine Hölle giebt es nicht; davon bin ich überzeugt."

„Ja — Ihr müßt es wissen — Ihr, der Ihr so in der Wissenschaft zu Hause seid."

„Ja, die Wissenschaft weiß nichts davon, daß es einen Teufel und eine Hölle giebt."

„Wenn es die Wissenschaft sagt — dann ist es wahr."

Dann lehnte sich der alte Grimur wieder in den Stuhl zurück, schloß die Augen, und es war, als ob sich ein Freudenschimmer über sein ganzes faltiges Antlitz breite. Er murmelte bei sich selbst so leise, daß es kaum leicht war, die Worte zu verstehen:

„Giebt es nicht — die Wissenschaft sagt es — die Wissenschaft sagt es — giebt es nicht — giebt es nicht."

Dann öffnete er die Augen wieder, sah den Arzt eine kleine Weile mit eigentümlich zweifelnden Blicken an, gleich als ob er nach irgend einem Gedanken suchte, den er nicht finden könnte, und hoffte, der Arzt solle ihm helfen.

Aber der Arzt schwieg still und blickte Grim an. Es war, als ob er in diesem Antlitze, das nichts besser zu verbergen vermochte als ein Kind, jede einzelne Spur der Gedanken zu lesen wünschte, die hinter diesem umnebelten Auge noch darin umherirrten.

Endlich war es, als ob es licht vor den Augen des alten Grimur würde; er faßte den Arzt wieder am Handgelenk und sagte:

„Es giebt natürlich — auch kein anderes Leben — was sagt die Wissenschaft?"

„Ja, die Wissenschaft kann nicht beweisen, daß es ein zweites Leben giebt; das ist Sache des Glaubens allein."

„Glaubt Ihr an ein zweites Leben?"

„Nein."

„Nein, natürlich — giebt es nicht — die Wissenschaft sagt es — giebt es nicht."

Dann saß der alte Grimur eine kleine Weile stumm, wackelte mit dem Kopfe hin und her, öffnete den Mund einmal nach dem anderen, aber schloß ihn ebenso fest wieder. Schließlich begannen sich sonderbar eigentümliche Züge auf seinem Antlitze zu zeigen, gleich als ob er mit dem nicht gelähmten Mundwinkel lachen wollte, dies aber wegen der Lähmung seines Gesichtes nicht vermöchte.

„Lächerlich — lächerliche Dummheit — das mit der Rechenschaft — Rechenschaft."

„Meint Ihr jene Worte, daß der Mensch Rechenschaft über all seine Worte und Werke ablegen müsse? Mir scheint das nicht lächerlich zu sein. Ich habe immer geglaubt, daß dieses Wort aus dem Bewußtsein in jedem einzelnen Menschen und der Menschheit insgesamt entsprungen sei, daß das Leben selbst früher oder später Rechenschaft über Worte und Werke ablegt."

„Jetzt verstehe ich nicht — verstehe nicht — kein Wort."

„Aber Ihr versteht doch, wenn ich Euch sage, daß mein Glaube der ist, daß jeder einzelne Mensch in diesem Leben alle seine Werke und Worte wiedervergolten bekommt: Lohn für das Gute und Strafe für das Böse."

„In diesem Leben? — In diesem Leben? — Das ist unmöglich — unmöglich."

Es war beinahe, als ob der alte Grimur vor Entsetzen außer sich geriete; er klammerte sich mit beiden Händen an die Arme des Stuhles fest und blickte den Arzt mit entsetzten Augen an.

„Nein — nein — Ihr sagt nicht die Wahrheit — Ihr redet das nur anderen nach — was sagt die Wissenschaft darüber? — Die Wissenschaft kann das nicht sagen — das dichtet Ihr der Wissenschaft auf."

„Damit hat die Wissenschaft nichts zu thun. Das ist allein mein Glaube, der sich auf weiter nichts stützen kann als auf meine eigene Erfahrung und meine eigene Lebensanschauung," sagte Doktor Thordur, gleichsam als um seine Worte zu mildern. Er war offenbar durch den Eindruck erschreckt worden, den seine Worte auf den Kranken gemacht hatten; denn der alte Grimur lag wieder zurückgelehnt, seine Augen standen halb offen und blickten voller Entsetzen in dem Zimmer vor- und rückwärts; sein Gesicht war noch blaßgelber als sonst, und seine Handgelenke hingen kraftlos über die Arme des Stuhles.

„Euer Glaube — Euer Glaube."

„Ja, nur mein Glaube. Es ist nur mein Glaube, daß der Mensch in diesem Leben alles mit Zinsen und Zinseszinsen wiedervergolten bekommt."

Der alte Grimur öffnete seine Augen ganz und starrte den Arzt an, gleichsam um sich zu überzeugen, daß er es sei, der dies sagte.

„Mit Zinsen und Zinseszinsen — Zinseszinsen — häßlicher Glaube — dieser häßliche Glaube," und dann schüttelte der alte Grimur mit dem Kopfe.

Der Arzt erkannte, daß dieses Gespräch dem Kranken nicht zuträglich sei, und schickte sich deshalb an, zu gehen, um der Unterhaltung ein Ende zu machen.

„Ihr müßt vor allen Dingen alle Gemütsaufregungen zu meiden suchen, mein lieber Grimur; versuchen, an nichts Anderes zu denken, als daß es Euch so gut gehe, als nur möglich ist, damit Euch sobald wie möglich wieder besser wird."

„Ja — ja."

Der Arzt verabschiedete sich und ging.

Der alte Grimur blieb in der Stube sitzen. Er blickte dem Arzte eine kleine Weile zur Thür hinaus nach; dann begann er, sich umzublicken. Er versuchte, sich in seinem Stuhle so zu setzen, daß er das ganze Zimmer übersehen konnte.

Dann trat die Haushälterin Maria ein.

„Rufe nach Malkus — mir wird es langweilig — langweilig."

Da rief Maria nach dem kleinen Markus, der in einem kleinen Zimmer oben auf dem Boden für sich wohnte. Er hatte begonnen, sich für die Schule vorzubereiten, und plagte sich, die lateinische Grammatik einzupauken, die ihn der Pfarrer von Eyri einen Tag um den anderen überhörte.

Markus eilte mit der Grammatik hinunter zu seinem Großvater und setzte sich dort in eine Ecke.

Als Grimur ihn sah, war es, als ob er etwas ruhiger würde; er schloß die Augen und versuchte, zu schlummern; aber einmal nach dem anderen schrak er zusammen und rief:

„Malkus, Malkus, bist du da?"

„Ja, lieber Großvater, ich bin da."

Von da ab saß der kleine Markus jeden Tag bei seinem Großvater in der Stube. Der alte Grimur wurde nicht kränker, aber es ging ihm auch nicht besser. So verflossen einige Tage.

Der Arzt kam jeden Tag, um nach Grim zu sehen. Es schien ihm, als ob Grimur sich nur langsam erhole, aber er sprach nicht mit ihm davon. Über die Glaubensangelegenheit unterhielten sie sich nie wieder miteinander. Grimur hatte zwar einige Male davon anfangen wollen, aber der Arzt lenkte die Rede immer auf etwas Anderes.

Grimur saß sonst gewöhnlich ganz still in seinem Stuhle. Nur einmal humpelte er hinaus in den Laden, zu dem der Eingang durch das Haus führte, kümmerte sich aber dort so gut wie um nichts; nur daß sich der alte Zornesausbruch sofort auf seinem Gesichte zeigte, wenn er glaubte, die Geschäftsgehilfen mäßen oder wögen zu viel von etwas ab, was sie dann verkauften.

Er versuchte dann bisweilen, seine Hand nach ihnen auszustrecken, gleichsam um sie durchzuprügeln, und sagte immer dazu:

„Weniger — weniger abmessen — weniger."

Und bisweilen wankte er im Laden hin und her, gleichwie in Gedankenabwesenheit, und sprach mit keinem Menschen; nur manchmal murmelte er ununterbrochen: „Weniger, weniger", obgleich man gar nichts mit Abwägen oder Abmessen zu thun hatte.

Aber niemals blieb er lange im Laden: er befand sich auf irgend eine Weise am wohlsten drin in seiner Stube. Dort humpelte er auf der Diele auf und ab, in seinem alten Überzieher, der an den Rändern und Ärmeln ganz glänzend war, seine alte Schaffellmütze auf dem Kopfe, Fausthandschuhe an den Händen, die er aber trotzdem immer in den Taschen stecken hatte, und gewaltig große, rote Hausschuhe an den Füßen, die hinter ihm herschlappten, so daß sie, wenn er über die Diele schritt, immer ein Heidengeräusch erzeugten. Bisweilen blieb er mitten in der Stube stehen, trat dort vielleicht beinahe eine ganze Stunde von einem Beine auf das andere, starrte zum Fenster hinaus, schüttelte den Kopf hin und her, meist stillschweigend; bisweilen aber murmelte er bei sich selbst fast halblaut:

„Mit Zinsen und Zinseszinsen — Zinsen und Zinseszinsen," und dann schüttelte er den Kopf und setzte sich in seinen Stuhl, schloß die Augen und schlief ein. Es kam auch vor, daß er sich sogleich wieder erhob, gleich als ob ihn eine schreckliche Unruhe peinige; und dann begann er wieder, von einem Beine auf das andere zu treten und wie vorher zu demselben Fenster hinauszuschauen und in seinem Murmeln fortzufahren. Manchmal aber war er alles Andere als wohlgelaunt.

Meist war es der kleine Markus, der erfahren mußte, daß der Sinn des alten Grimur durchaus noch derselbe war, obwohl er sich bedeutend geändert hatte.

Wenn er gedankenvoll dasaß, entweder in Stillschweigen oder mit sich selbst murmelnd, konnte er ganz unerwartet rufen:

„Malkus, Malkus, wo bist du, Halunke?"

„Ich bin hier, lieber Großvater," sagte der kleine Markus

und kam halb zitternd aus seiner Ecke schnell zu dem alten Manne hervorgesprungen.

„Machst du etwas, du Faulenzer?"

„Ich lerne die Grammatik, lieber Großvater."

„Die Glammatik — die Glammatik — wer hat dir das gesagt — immer müßig — müßig — wäge Puderzucker ab," und dann holte er mit der Hand nach ihm aus, gleich als ob er ihm eine Ohrfeige geben wollte; aber der kleine Markus hielt beide Hände vor die Ohren, so daß aus dem Schlage nicht viel wurde.

Und dann schoß der kleine Markus wie ein Pfeil hinüber in den Laden, brachte unter Aufbietung aller seiner Kräfte einen ganzen Kübel voll Puderzucker und Düten herein in die Stube geschleppt und begann, dieselben zu füllen und auf einer kleinen Wage, die auf dem Tische stand, abzuwägen.

„Miß nicht zu viel, Halunke; — laß etwas daran fehlen — daran fehlen."

„Ja, lieber Großvater." — Und dann kam das Dunkel von Sinnesabwesenheit wieder über den alten Grim.

Aber es konnte nach einer kleinen Weile vorkommen, daß er wieder rief: „Kuschen, Malkus; wo bist du, du dummer Mensch?"

Und Markus kam wieder gesprungen, halb zitternd, die Hände vor den Ohren: „Ich bin hier; hier bin ich, lieber Großvater."

„Was machst du?"

„Ich wäge Puderzucker ab."

„Puderzucker — Puderzucker — wer hat dir das gesagt? — Du sollst lernen! — Wo ist die Glammatik? — Du verdammter Faulpelz — thust, als ob du lernen wolltest, — Faulpelz — nichts als Faulenzerei."

Und dann schleppte der kleine Markus den Puderzucker hinaus in den Laden und setzte sich wieder hinter die Grammatik. Das konnte sich einmal über das andere wiederholen. Bei dem alten Grim stritten sich Puderzucker und die Grammatik um den kleinen Markus, und es war an keine Regeln der Vernunft gebunden, wann einmal die Grammatik oder der Puderzucker den Sieg davon tragen würde.

Einmal, als der alte Grimur am wohlsten auf war, jagte er den kleinen Markus hinaus und schloß die Thür behutsam hinter ihm zu. Dann griff er in seine Tasche und holte einen kleinen Schlüsselbund daraus hervor: das waren die Schlüssel zu der großen Geldschatulle. Von denen trennte er sich nie. So wenig Besinnung er auch besaß, daran dachte er immer, zu befehlen, sie abends aus seiner Tasche zu nehmen und unter sein Kopfkissen zu legen. Dann ging er nach der Geldschatulle, schloß sie auf, öffnete die Schubkästen unter dem Deckel und zog sie heraus, einen nach dem anderen. Sie waren meist leer; aber in einigen klirrte es doch ein wenig von Gelde. Er blickte in alle hinein, schob sie dann wieder zurück und murmelte beständig bei sich selbst:

„Nichts mehr da — alles dahin — alles dahin.“

Zuletzt schloß er einen großen Kasten auf, der unter all den Kästen war, und zog ihn heraus. Darin war weiter nichts als ein einziges, ziemlich dünnes Buch. Er stand eine kleine Weile, von einem Beine auf das andere tretend, vor der Schatulle und blickte auf das Buch.

Dann zog er die Fausthandschuhe aus, nahm das Buch äußerst behutsam in die Hand, trat ans Fenster, nahm dort die Schaffellmütze ab, legte sie auf den Tisch und schlug das Buch auf. Er öffnete es nicht, um darin zu lesen, er sah nicht einmal auf das Titelblatt. Und das würde ihm auch nicht viel genützt haben. Das Buch war „Caesar de bello Gallico“, aus dem Jon, sein jüngerer Sohn, während seiner Vorbereitungszeit für die Lateinschule gelernt hatte. Nein, er las nicht darin; er schlug nur den Deckel auf und sah auf das Vorderblatt. Darauf stand mit den Zügen eines Anfängers geschrieben: „Jon Grimsson“. Er behielt das Buch lange in der Hand und starrte auf den Namen, bis er die Buchstaben nicht mehr unterscheiden konnte; denn die Thränen rollten, eine nach der anderen, groß und schwer, hernieder auf den Namen und auf das Vorderblatt, und dann strich er sie ebenso schnell wie sie kamen mit dem glänzenden Ärmel seines Überrockes weg. Und dann schloß er das Buch wieder und legte es ganz sachte in den Kasten zurück, ver-

schloß die Schatulle, setzte seine Schaffellmütze auf, zog die Fausthandschuhe an und ging zwecklos eine Weile in der Stube hin und her, so daß die roten Hausschuhe lärmten; stand wiederholt am Fenster still, von einem Beine auf das andere tretend, starrte hinaus und murmelte immer ab und zu bei sich selbst: „Mit Zinsen und Zinseszinsen — Zinses—zinsen — vielleicht wahr — viel—leicht wahr," und dann trat ein eigentümlich bitterer Ausdruck des Schmerzes auf sein verworrenes, strenges Antlitz.

Aber dann geschah es eines Abends spät im Herbste, daß der kleine Markus laut weinend in die Küche zu Maria kam und sagte, sein Großvater sei in seinem Stuhle gestorben.

„Keine Ahnung, daß er tot ist, der alte Halunke. Mit dem muß man sich gewiß noch manche Stunde abplagen," murmelte Maria bei sich selbst auf dem Wege zur Stube.

Der alte Grimur lag auf der Diele, hatte offenbar einen neuen Schlaganfall bekommen und war von seinem Stuhle herabgestürzt; aber Maria sah sofort, daß er nicht ganz tot war, ließ ihn ins Bett tragen und schickte dann nach dem Arzte, der augenblicklich eintraf. Der alte Grimur lag völlig ohne Bewußtsein in seinem großen Bette, mit geschlossenen Augen, und konnte kein Bein noch sonst ein Glied rühren. Der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht, und als Maria ihn fragte, ob noch einige Hoffnung auf das Leben des alten Grimur vorhanden sei, antwortete er nichts. Er ließ Grim nasse Tücher um den Kopf binden, und dann zapfte er ihm Blut ab. Aber Grimur lag die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag regungs- und bewußtlos.

Am Abende des folgenden Tages begann er, die Augen ein wenig zu öffnen, sie zu bewegen und um sich zu blicken. Der kleine Markus saß auf einem Kistchen am unteren Ende von Grims Bett und blickte mit Thränen in den Augen auf seinen Großvater im Bette. Maria stand an dem Tische am Fenster und war damit beschäftigt, aufzuräumen.

Der alte Grimur öffnete die Lippen, gleich als ob er sprechen wollte, und murmelte dann etwas. Aber es war weiter nichts zu verstehen als: „Zins — Zinses —."

Dann schloß er die Augen wieder und lag eine Weile still. Aber plötzlich öffnete er sie wieder und stierte auf den kleinen Markus am Fußende seines Bettes: „Ma — Ma — Malk — Malkus.“

Der kleine Markus sprang auf: „Ich bin hier, lieber Großvater.“

„Wa — Wa — Was — ma — ma — machen?“

„Nichts, lieber Großvater, ich mache nichts.“

Es war, als ob dem alten Grim die Augen aus dem Kopfe springen wollten; sein Gesicht wurde dunkelbraun, und er schrie, obgleich er nur halb zu verstehen war: „Verdamm — Faul —.“

Dann war es, als ob er alle Lebenskraft, die noch in ihm war, zusammennähme; er öffnete die Lippen, gleich als um mehr zu sagen, und richtete sich auf einen Augenblick im Bette in die Höhe. Aber er fiel sofort wieder kraftlos zurück.

Maria und Markus sprangen beide an das Bett.

„Hallo — da ist er tot,“ sagte Maria.

Der kleine Markus warf sich wieder auf das Kistchen nieder, vergrub sein Gesicht in den Händen und begann, laut zu weinen, gleich als ob er vor Schmerz zerspringen wollte.

Maria stand eine kleine Weile und blickte auf die Leiche, als um sich zu vergewissern, daß der alte Grimur wirklich tot sei. Dann schob sie ihre Hand unter sein Kopfkissen und zog den Schlüsselbund zu der Geldschatulle hervor. Darauf ging sie in die Wohnstube und schloß vorsichtig die Thür zwischen der Stube und dem Schlafzimmer, trat an die Schatulle und öffnete sie. Sie brauchte lange Zeit, die Schubkästen auf zu bekommen; sie mußte oft erst probieren; denn sie kannte die Schlüssel nicht. Dann zog sie einen Kasten nach dem anderen heraus; aber die meisten derselben waren leer.

„Leer, leer; alle Teufel!, alles leer,“ sagte Maria bei sich selbst. Dann scharrte sie die Münzen, die auf dem Boden einiger Kästen lagen, zusammen und steckte sie schnell in ihre Tasche.

Endlich wollte sie die Schatulle wieder zu machen; aber da fiel ihr Blick auf den untersten großen Kasten.

Es trat ein Schimmer von Freude auf Marias Antlitz:

„Noch einer übrig, der größte und der unterste.“

Sie brauchte geraume Zeit, um den Schlüssel dazu zu finden; denn ihre Hände zitterten außerordentlich. Endlich fand sie den richtigen Schlüssel und öffnete den Kasten. Es lag weiter nichts darin als der alte Caesar.

„Ein Buch, eine alte Schwarte! Das nenne ich einen sonderbaren Kauz, eine alte Scharteke im untersten Kasten zu verbergen.“

Und in ihrem Zorne nahm sie den Caesar und schleuderte ihn in den Ofen; und da begann der alte Caesar in hellen Flammen aufzuleuchten. Dann verschloß sie die Schatulle behutsam und ging wieder in das Schlafzimmer. Dort lag der kleine Markus auf dem Kistchen, laut schluchzend, wie vorher. Sie legte den Schlüsselbund sachte unter Grims Kopfkissen, ging dann wieder hinaus und ließ die Thür hinter sich offen stehen. Sie begab sich hinüber in den Laden, rief die Geschäftsgehilfen, sagte ihnen schluchzend, daß der alte Grimur zur Seligkeit eingegangen sei, und bat sie, zu kommen und ihn zurecht zu legen. Dann folgte sie den Handlungsgehilfen in das Schlafzimmer, trat an den kleinen Markus heran, beugte sich äußerst freundlich zu ihm nieder und führte ihn mit sich hinaus.

„Du mußt nicht weinen, mein gutes Kind, nicht weinen,“ und dabei streichelte sie sanft Markus’ Wangen; und der kleine Markus schlang seine Arme um ihren Hals.

„Nun ist er tot, unser guter Wohlthäter,“ sagte die alte Maria mit weinerlicher Stimme. „Wir haben beide viel verloren, mein armer Markus. Aber wir bekommen ihn wiederzusehen; Gott ist gut, er verheißt uns, daß wir ihn wiedersehen, wenn wir ein rechtschaffenes und ihm, dem guten Gotte, wohlgefälliges Leben führen. — Unser guter alter Wohlthäter! Ihm ist nun wohl. Nun ist er mit den Auserwählten im Paradiese!“

Ende.

Drei Novellen vom Polarkreis.

Inhalt.

Aus Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer **20** Pf.

d'Abrest, Geschichten aus der Pariser Belagerung. 959.
Achleitner, A., Geschichten aus den Bergen. 5 Bde. 2625. 2696. 2769. 2963. 3323.
Beck, Fr., Geschichte eines deutschen Steinmetzen. 1377.
Berges, Ph., Amerikana. Humoristische Skizzen. 3 Bände. 2508. 2698. 2829.
Bern, Maximilian, Gestrüpp. Novellistische Skizzen. 785.
—, Auf schwankem Grunde. Novelle. Neue Ausgabe. 3. verb. Aufl. 605.
—, Deklamatorium. 2291—2295. — Geb. M. 1.50. — Mit Goldschnitt M. 2.
—, Deutsche Lyrik seit Goethe's Tode. Neue Ausg. 951—955. — Geb. M. 1.50. Mit Goldschnitt M. 2.
Blüthgen, Victor, Die schwarze Kaschka. Novelle. 1597.
Bülau, Friedr., Geheime Geschichten u. rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. 5 Bde. 2740. 2959. 3106. 3214. 3330.
Cronheim, Reinh., Fähnrichsgeschichten. 1736.
Eckstein, Ernst, Humoresken. 621. 1640.
—, Der Besuch im Carcer. Humoreske. Mit 6 Original-Illustrationen. 2340. Geb. 60 Pf.
—, Maria la Brusca. Novelle. 1721.
—, Pariser Leben. Heitere u. düstere Bilder aus der Weltstadt. 4 Bde. 740. 759. 780. 840.
Edler, Karl Erdm., Notre Dame des Flots. — Eine Glocknerfahrt. — 2 Nov. 2128.
Eichendorff, Frh. Joseph v., Gedichte (Gesamtausgabe.) 2351—2353. — Geb. M. 1. — Mit Goldschnitt M. 1.50.
—, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 2354. — Geb. 60 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.
Franzos, K. E., Die Hexe. Nov. 1280.
Frenzel, K., Das Abenteuer. Erzählung. 1601. — Geb. 60 Pf.
—, Der Hausfreund. Novelle. 1820. — Geb. 60 Pf.
—, Die Uhr. Aufzeichnungen eines Hagestolzen. 1435.
Friedmann, A., Der Kirchenraub. — Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen. 2260.
—, Lebensmärchen. 2 Novellen. 1250.
Friedmann, A., Der letzte Schuß. — Erzählung d. Henkers von Bologna. — Ein Kind seiner Zeit. 2871. 2872.
—, Der Todesring. — Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrtennovellen für Ungelehrte. 2430.
—, Vertauscht. Novelle. 1037.
Gaudy, Frh. v., Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. 289. — Geb. 60 Pf.
—, Ludwiga. Novelle. 376.
—, Venetianische Novellen. 941—943. — Geb. M. 1.
—, Schülerliebe und andere Erzählungen und Humoresken. 2319.
Glaser, Adolf, Schloß Kattenheim. Novelle. 1650.
Godin, A., Eine Katastrophe. Roman. 1842. 1843.
—, Die Madonna mit den Lilien und andere Erzählungen. 2087.
Gottschall, R. v., Die Adlerhexe. Erzählung. 2608.
—, Lesefrüchte. Erzählung. 2670.
—, Die zehnte Sprache. — Der Zeuglieutenant. Zwei Novellen. 2474.
—, Der Verräter. Erzählung. 2570.
Heigel, K., Das ewige Licht. Nov. 915.
—, Mosaik. Kleine Erzählungen in Prosa und Versen. 2200.
—, Der Theaterteufel. Roman. 980.
—, Die Veranda am Gardasee. Novelle. 1131.
Heine, Heinrich, Die Harzreise. 2221. — Geb. 60 Pf.
—, Der Rabbi von Bacharach. — Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. 2350.
—, Memoiren. 2301.
—, Buch der Lieder. 2231. 2232. — Geb. 80 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.
—, Atta Troll. — Deutschland. 2261. — Geb. 60 Pf.
—, Neue Gedichte. 2241. — Geb. 60 Pf.
—, Romanzero. 2251. — Geb. 60 Pf.
Helmer, Ed., Prinz Rosa-Stramin. 2664. — Geb. 60 Pf.
Heyse, Paul, Zwei Gefangene. Novelle. 1000. — Geb. 60 Pf.
Jarz, Dr. K., Die letzten Kämpfe um die Mexikanische Kaiserkrone. 2600.
Jost, Eduard, Christlich oder Päpstlich? Historische Erzählung. 1179.



